

**Grundkurs
zum
franziskanisch-
missionarischen
Charisma**



**Inkulturation
als
franziskanische
Aufgabe**



Lehrbrief 17

Impressum

Herausgeber und Copyright:

Internationales Leitungsteam des CCFMC
Zweite überarbeitete Fassung, 1998

Redaktion:

Maria Crucis Doka OSF
Patricia Hoffmann
Margarethe Mehren OSF
Andreas Müller OFM
Othmar Noggler OFM Cap
Anton Rotzetter OFM Cap

Graphik:

Jakina U. Wesselmann

Rechtsträger:

CCFMC e.V., Würzburg

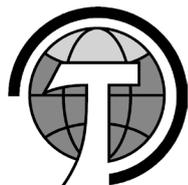
Geschäftsstelle:

CCFMC-Zentrum
Haugerring 9
D-97070 Würzburg
Tel. +49 931-3041 93 62
Fax: +49 931-3041 93 66
post@ccfmc.net
www.ccfmc.net

**Grundkurs
zum
franziskanisch-
missionarischen
Charisma**

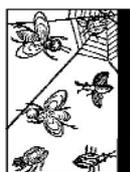


**Inkulturation
als
franziskanische
Aufgabe**



Lehrbrief 17

Inhalt



Inkulturation als franziskanische Aufgabe

Aus den Quellen

Wie Franziskus zur persönlichen Christusnachfolge einlädt

A. Einleitung

B. Übersicht

C. Information

1. Ein neuer Begriff für einen natürlichen Prozeß

- 1.1. Inkulturation setzt die Anerkennung von Kultur voraus
- 1.2. Wichtige, aber gescheiterte Versuche
- 1.3. Das Ende der Kolonialzeit als neue Chance für Inkulturation
- 1.4. Fruchtbare Spannung zwischen Einheit und Vielfalt

2. Gute Nachricht für alle Völker – Der eine Christus für alle

- 2.1. Gute Nachricht auch für Nichtjuden
- 2.2. Der eine Glaube in verschiedenen kulturellen Gestalten
- 2.3. Die jeweilige Kultur als Nähr- und Mutterboden für den christlichen Glauben
- 2.4. Missionsmethoden unter dem Anspruch von Inkulturation
- 2.5. Die Philosophie als Handwerkszeug (Dienerin) der Theologie
- 2.6. Von lebendigen Menschen geprägte Kulturen
- 2.7. Von der Ortskirche zur Kolonialkirche
- 2.8. Dem Zeitgeist erlegen
- 2.9. Zurück zu den Anfängen

- 2.10. Die Wiederentdeckung der Ortskirche als Chance für Inkulturation

- 2.11. Inkulturation als Dauerprozeß

- 2.12. Nachträgliche Korrekturen

- 2.13. Die Kraft zur Inkulturation

3. Nach Art der Heilsordnung der Menschwerdung

- 3.1. Geboren von einer Frau

- 3.2. Jede Kultur ist zum Mutterboden des Wortes berufen

- 3.3. Kulturen auf dem Prüfstand

- 3.4. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

- 3.5. Die Rolle religiöser Gemeinschaften

4. Inkulturation als franziskanische Aufgabe

- 4.1. Je nach Ort und Zeit und kalten Gegenden

- 4.2. Nach dem Muster der Transplantation

- 4.3. An der Seite der Armen für Gerechtigkeit und Versöhnung

- 4.4. Zurück zu den Quellen, mit dem Blick nach vorne

D. Übungen

E. Anwendungen

F. Verzeichnisse

Aus den Quellen



Wie Franziskus von einer anderen Kultur lernte

Im Jahre 1219 weilte Franziskus im Land der Muslime. Er hörte, wie der Muezzin die Menschen jeden Mittag vom Minarett herunter zum Gebet rief. Er sah, wie sich daraufhin alle auf den Boden warfen und sich tief vornüberbeugten, um Gott die Ehre zu geben.

Als Franziskus dann wieder in Italien war, vermißte er die zutiefst religiöse Kultur der Araber. Darum schrieb er an die Statthalter und Lenker auf der ganzen Welt, daß sie etwas Ähnliches einführen sollten.



Er bat sie, daß an jedem Abend durch einen Herald oder durch irgendein Zeichen angesagt werde, das ganze Volk bringe Gott, dem allmächtigen Herrn, Lobpreis und Dank dar

(nach Lenk).



Einleitung

A



Eine Botschaft für alle Völker

Franziskus und Klara haben in einer bewegten Zeit gelebt. Sie waren in das „Jahrhundert der kommerziellen Revolution“¹ hineingeboren worden, das in seiner Auswirkung für die damalige Zeit mit der heutigen Globalisierung des Marktes und der Ideen vergleichbar ist. Die Bewegung, die Franz und Klara ausgelöst haben, ist selbst Frucht, und in der Kirche sogar Motor dieses tiefgreifenden Umbruchs. Über den lebhaften Handel, leider auch im Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen, sind sich vermehrt Menschen unterschiedlicher Lebensart, Kultur und Religion begegnet. Auch die Theologie ging für die Zeit unerhörte Wege, nahm das Denken des heidnischen Philosophen Aristoteles auf, um auf neue Weise Glauben und Vernunft in Einklang zu bringen.

Nach langer Zeit der Selbstgenügsamkeit blickte die Kirche wieder über die eigenen Reihen hinaus. Es war Franziskus, der ihr erneut ins Bewußtsein rief, daß ihr eine Botschaft für alle Völker anvertraut ist. Diese Botschaft über die Grenzen der Christenheit hinauszutragen, fühlte Franziskus für sich und seine Bruderschaft als Verpflichtung. Dabei wußte er sich von Papst Honorius III., der 1221 die erste Missionsbulle „N e s i s e c u s“ schrieb, verstanden und geistig unterstützt. Wie das zu geschehen habe, darüber gab es offensichtlich keine Anleitung. Das zeigt uns das unterschiedliche Verhalten von Franziskus einerseits und der ersten Brüder bei den Muslimen andererseits (vgl. LB. 16).

In diesem Lehrbrief soll von der theologischen wie der praktischen Notwendigkeit die Rede sein, das Evangelium in den unterschiedlichsten Kulturen „Fleisch“ annehmen zu lassen.

Dabei wird nicht übersehen, daß die Kulturen von lebendigen Menschen geschaffen und damit

selbst ständiger Veränderung unterworfen sind. Inkulturation ist also ein Prozeß, der ständig und in allen Kulturen geschieht, auch in sog. christlichen. Inkulturation schließt auch Fleischwerdung der Gemeinschaften ein, die sich zum Ziel gesetzt haben, in der Nachfolge von Franziskus und Klara das Evangelium zu leben.



Kamerun: Statt eine Kirche zu bauen, findet hier auf dem alten Ahnenopferplatz die Meßfeier statt

¹ Die Erfindung des Wechsels stammt aus dem 12. Jh., das deshalb als das „Jahrhundert der kommerziellen Revolution“ bezeichnet wird (R. Sonntag).

Übersicht

B



Geistiges Erbe von Bruder Franz und Schwester Klara

Zunächst wollen wir uns in einem kurzen geschichtlichen Überblick bewußt machen, wie „Inkulturation“ geschehen ist oder verweigert und schließlich in der Kirche wieder als wesentliche Aufgabe erkannt wurde. Danach befassen wir uns mit der frühen Kirche, in der, nicht ohne Spannung, Inkulturation ganz selbstverständlich geschehen ist. Gleichzeitig wird die Gefahr erkennbar, „Kolonialkirchen“ zu gründen.

In einem zweiten Teil suchen wir uns mit der theologischen Begründung von Inkulturation und ihren praktischen Folgen vertraut zu machen.

Danach fragen wir in einem dritten Teil, welche Rolle der Franziskanischen Familie bei heutigen Inkulturationsprozessen zukommt. Schließlich wollen wir uns fragen lassen, was Inkulturation für das geistige Erbe von Bruder Franz und Schwester Klara bedeuten könnte.

Information

C



In neuer Begriff für einen natürlichen Prozeß

Das Wort Inkulturation taucht als Neuschöpfung im kirchlichen Sprachgebrauch um die Mitte der siebziger Jahre auf und wird allmählich zum beherrschenden Begriff der heutigen Missionswissenschaft. Er umschreibt zunächst eine Selbstverständlichkeit: Das Wort der Frohen Botschaft trifft auf Menschen, die in einer gewachsenen Kultur leben und von ihr entscheidend geprägt sind. Kultur wird einmal als Beziehungsgeflecht umschrieben, daß die physischen, psychischen, sozialen und religiösen Grundbedürfnisse einer Gruppe oder Gesellschaft hinreichend erfüllt (vgl. L. Lutzbetak). Die Kultur bestimmt, was schön und gut, richtig oder falsch, gottgewollt oder verwerflich, Sitte oder Unsitte ist. Mit einem Wort: Kultur ist die besondere Art und Weise, wie sich die Menschen „zur Natur, untereinander und zu Gott verhalten“ (Puebla 386).

1.

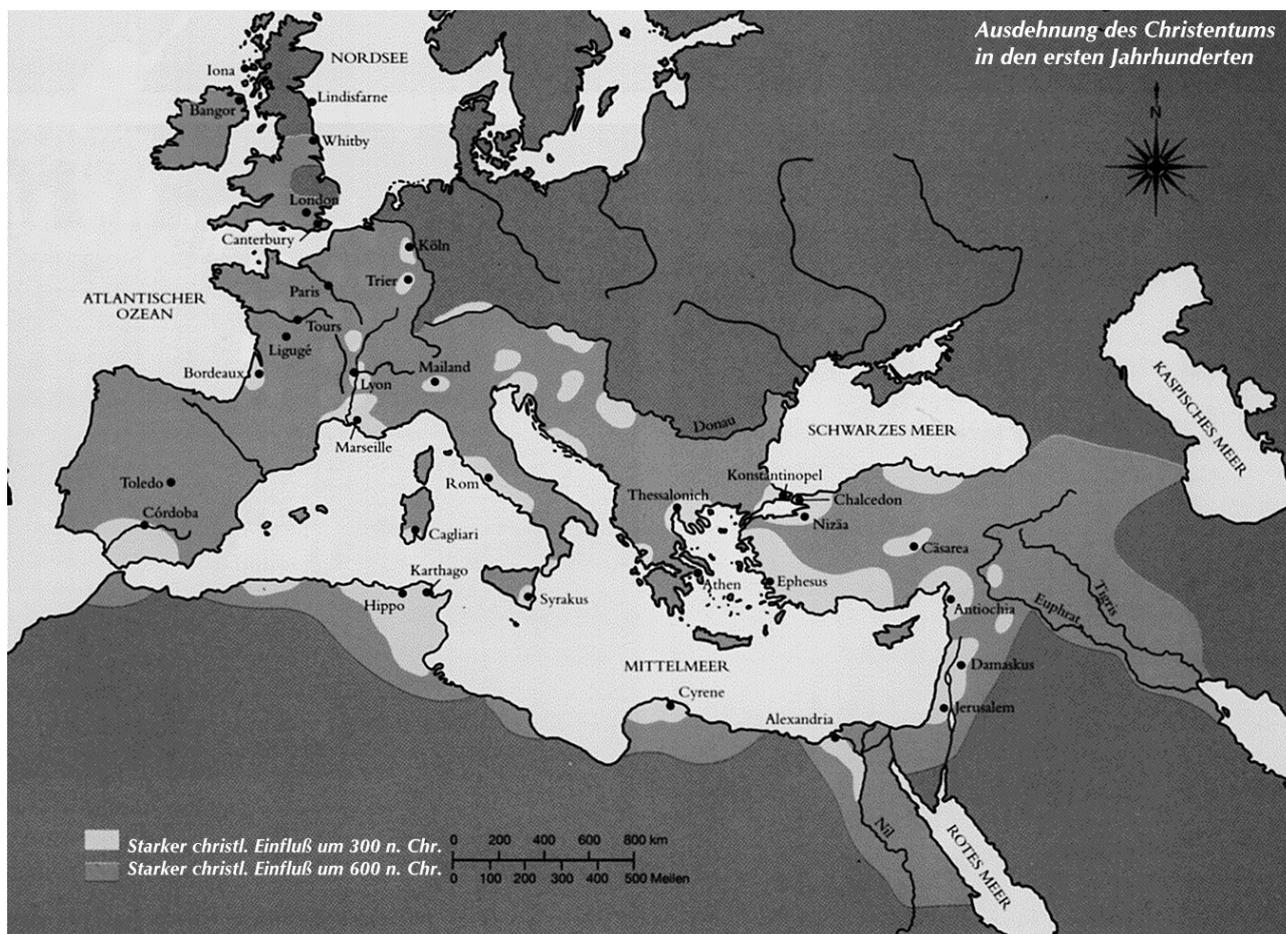
Eine weitere Beschreibung zeigt uns die Komplexität von Kultur. Demnach ist sie „die typische Wertewelt und Lebensart einer gemeinsam organisierten Personengruppe in ihrer materiellen und mitmenschlichen Umgebung. Dazu gehören Überlieferungen, Normen, Sprache, Mentalität, Weltanschauung, Verwandtschaftsordnung, Sozialbeziehung, Regierungsformen, Wirtschaftsarten, Kunstschaffen, Technologien, Wissenschaft, Werkzeuge, Empfindungsweisen, Einstellungen, Aktivitäten, Verhaltensmuster, Überzeugungen, Symboliksysteme, Gewohnheiten, usw.“ (E. Nunnenmacher).

Dabei finden sich in jeder Kultur Elemente, die dem Evangelium näher sind als das, was Gesellschaften, die sich „christlich“ nennen, verwirklicht haben. So ist zu erwarten, daß der jeweils gelebte Glaube entsprechend der Kultur, in der er Wurzel faßt, unterschiedliche Ausprägungen erfährt.



So kommt es zu verschiedenen Ausprägungen des einen Glaubens in so verschiedenen alten Kirchen wie der syrischen, syromalabarischen, syromalankarischen, koptischen (= ägyptischen) griechisch-sla-

wisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche, aber auch zu den unterschiedlichen Formen der Volksreligiosität.



Inkulturation setzt die Anerkennung von Kultur voraus

1.1.

Mit der Bindung der römischen Kirche an die politische Macht seit Kaiser Konstantin (306–337) gehen Kolonisierung², Zivilisierung³ und Christianisierung⁴

meist Hand in Hand. Das erste Opfer dieser Einstellung sind die germanischen Völker. Da sie aus römischer Sicht „Barbaren“ waren, also über keine Kultur verfügten, schien In-Kulturation unmöglich, jedenfalls unnötig. So hatten diese Barbaren neben dem ausformulierten Glaubensbekenntnis den römischen Kalender, die fertige stadt-römische Liturgie in der ihnen völlig unverständlichen lateinischen Spra-

2 **Kolonie:** Volksgruppe, die als Ableger eines Volkes außerhalb von dessen Siedlungsgebiet (Mutterland) unter Wahrung seiner Identität lebt. **Kolonisierung:** Meist gewaltsame Landnahme durch Gruppen eines fremden Staates oder durch diesen Staat selbst, verbunden mit der politischen Entmachtung der bodenständigen Bevölkerung und Veränderung von deren Kultur nach den Maximen der Kolonialmacht.

3 Einführung der eigenen, meist äußerlichen Lebensformen und Verhaltensweisen bei Völkern, die kulturell als unterlegen angesehen werden.

4 Planmäßig angelegte Missionsarbeit mit dem Ziel der Bekehrung zum christlichen Glauben und Eingliederung in eine der bestehenden historischen Kirchen.

che, dazu römisches Rechts- und Strukturdenken zu übernehmen. D.h. die Kirche, wie sie in der Stadt Rom über Jahrhunderte gewachsen war, wurde als Ganzes „transplantiert“ und zusehends als unveränderbar angesehen. Seit dem 8. Jahrhundert wurden die oben genannten anderen kulturellen Ausformungen der einen katholischen Kirche durch den Einbruch des Islam entscheidend geschwächt. Die weltweite Missionsarbeit fiel daher zunehmend allein der römisch-katholischen Ausprägung der Kirche zu. Als mit Papst Honorius III. und Franziskus die abendländische Kirche sich wieder aufraffte, die Botschaft Jesu über die eigenen Grenzen hinauszutragen, geschah dies als Transplantation einer bereits mehr als tausendjährigen Kirche. Mit dem 16. Jahrhundert, dem sog. Zeitalter der Entdeckungen und der Expansion der europäischen Mächte, beginnt eine neue Ära der Mission. In aller Regel wurde „Mission“ als Unternehmen in Verbindung mit den politischen Mächten betrieben. Sie war zugleich geprägt von einem Überlegenheitsgefühl, das fremde Völker und deren Kulturen generell als minderwertig erachtete.

Entsprechend spärlich und bescheiden waren daher Versuche, fremde Kulturen als Mutterboden einer neuartigen christlichen Kultur zu verstehen. Die Versuche beweisen immerhin, daß der Gedanke einer notwendigen Inkulturation in der Kirche nicht ganz verloren gegangen ist.

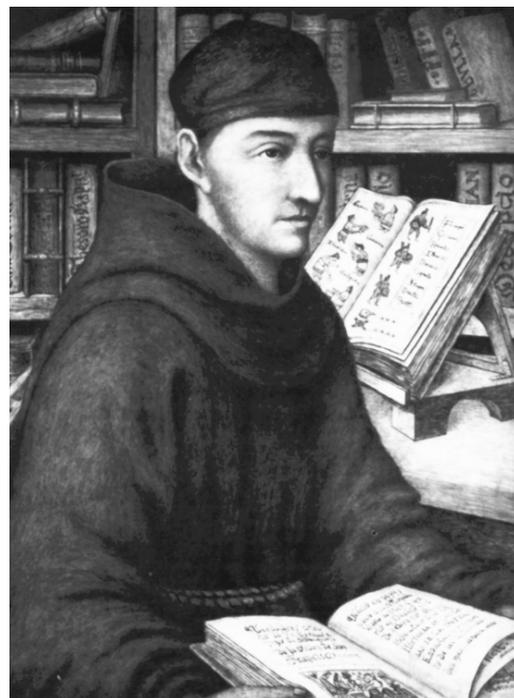


*Entdeckung der neuen Welt:
Kolumbus landete 1492 auf Guanahani*

Wichtige, aber gescheiterte Versuche

1.2.

Bekannt sind die Versuche in China und Indien, die mit den Namen der beiden Jesuiten, Matteo Ricci († 1610) und Roberto de Nobili († 1656), verbunden sind. Der Streit innerhalb der Gesellschaft Jesu und mit Franziskanern und Dominikanern hat sich zum bekannten Ritenstreit (vgl. LB 8) ausgewachsen. Er wurde schließlich durch ein päpstliches Machtwort beendet. Mit den Bullen „*Q u a s i n g u l a r i*“ (1742) für China und „*O m n i u m s o l l i c i t u d o*“ (1744) für Indien verbot Papst Benedikt XIV. jeglichen Versuch von Anpassung an die einheimische Kultur. Das strikte Verbot wurde erst 1939 für China und 1940 für Indien gelockert. Weniger bekannt dürfte das Bemühen des Franziskaners Bernardino de Sahagún (1500–1590) um Inkulturation in Mexiko sein (vgl. LB 18). Seine intensive wissenschaftliche Arbeit trug ihm den Titel des „Vaters der Völkerkunde“ (Ethnologie) ein. Im Kolleg von Tlaltelolco, das 1536 eingeweiht wurde, schuf er ein Instrument zur Heranbildung einer indianischen



Bernardino de Sahagún



Laienelemente und eines indianischen Priesterstandes, die in beiden Kulturen, der mexikanischen und der spanischen, beheimatet sein sollten. Dieses Bemühen um die einheimische Kultur war um so erstaunlicher, als es sich dort um militärisch unterworfenen Völkern handelte. Leider fiel das Kollegium von Tlatelolco bereits nach zehn Jahren äußerst fruchtbarer Arbeit dem Unverständnis der eigenen Mitbrüder und der Hierarchie ebenso wie dem politischen

Willen der spanischen Krone zum Opfer. Das politische Ziel war nicht ein mexikanisches christliches Reich sondern „Neuspanien“, und das kirchliche Ziel war eine von allem „Heidnischen“ gereinigte spanische Kirche. So war, mit wenigen Ausnahmen, auch in der „Neuen Welt“ nicht nur in Asien und Afrika, bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die „alte“, europäische Kirche zur alleinigen Richtschnur geworden.

Das Ende der Kolonialzeit als neue Chance für Inkulturation

1.3.

Daß heute Inkulturation eine so wichtige Rolle spielt, liegt in der veränderten politischen Landschaft und entsprechenden innerkirchlichen Entwicklungen begründet.

Hatte bereits der Erste Weltkrieg bei den Völkern des Südens Zweifel aufkommen lassen an der moralischen Kraft Europas, so wurde der Zweite Weltkrieg endgültig zur Bankrotterklärung der „christlichen Nationen“. Damit eröffnete sich den Völkern des Südens aber eine Chance, die Werte der je eigenen Kultur wieder zu entdecken und neu zu bewerten. Bis dahin hatte man vielfach hinter der militärischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Stärke der Kolonialmächte auch eine entsprechende religiös-moralische Kraft vermutet, die der eigenen überlegen ist. Diese kulturell-politische, oft auch nationale, Neubewertung im Zuge der Entkolonisierung, trifft auch die Kirche. Sie muß nun nach außen, zunehmend auch nach innen, beweisen, daß sie autochthon⁵ ist und nicht ein ferngesteuerter Fremdkörper, Kollaborateurin oder Steigbügelhalterin fremder Mächte.

Auf die Gefahr einer solchen Einschätzung der Kirche haben päpstliche Rundschreiben seit Benedikt XV. (z.B. „*M a x i m u m i l l u d*“, 1919) wiederholt hingewiesen. Mit der Ernennung einheimischer Bischöfe hat die Kirche wenigstens einen wichtigen kirchenpolitischen Schritt getan. Allerdings macht örtliches Führungspersonal noch keine bodenständige, d.h. in der Kultur beheimatete Kirche aus.



Jungfräuliche Mutter mit Kind

⁵ Alteingesessen, bodenständig.

Fruchtbare Spannung zwischen Einheit und Vielfalt

1.4.

Den Durchbruch brachte erst das Zweite Vatikanische Konzil mit der Wiederentdeckung der Würde und des Wertes der Ortskirche. Das Schlüsselwort ist der von Johannes XXIII. geprägte Begriff „aggiornamento“. Er ist am besten mit der Umschreibung: „Die Kirche auf den Tag hin rüsten“ wiederzugeben und hat überall Geltung: in den alten Kirchen der industrialisierten Länder ebenso wie in Regionen bäuerlicher Kulturen, in denen die Kirche kaum älter als hundert Jahre ist. Die ganze Kirche befindet sich also inmitten eines ständigen und selbstverständlich schwierigen Prozesses. Nicht nur die politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten ändern sich häufig, auch die Kulturen selbst sind in ständigem Wandel begriffen.

Außerdem vollzieht sich der Prozeß der Inkulturation in dem Spannungsfeld „Fleischwerdung“ (Inkarnation) des Wortes in den verschiedenen Kulturen und der Sorge um die Einheit der römisch-katholischen Kirche. Dem über Jahrhunderte gepflegten Anspruch einer alles entscheidenden Zentrale steht die theologische Würde einer Ortskirche gegenüber. Franziskanische Menschen stehen da mitten drin: als Amtsträger in der Römischen Kurie, als Oberhirten eines Bistums, aber auch als einfache Mitglieder einer franziskanischen Gemeinschaft, die vor Ort Weichen stellt. Sie stehen vor der Entscheidung, koloniale Mentalität und Uniformität durchzusetzen, oder fruchtbare Einheit in Vielfalt zu gestalten.



Gute Nachricht für alle Völker - Der eine Christus für alle

2.

Das Evangelium, wie wir kurz unseren Glauben umschreiben, will Gute Nachricht für alle Völker sein und soll deshalb in allen Kulturen Wurzeln schlagen. Ein solches Selbstverständnis mag, wie zur Zeit des Apostels Paulus (vgl. 1 Kor 23), den einen als Greuel, anderen als Unsinn oder Anmaßung erscheinen. Dennoch ist dies der Grund, daß rund um den Erdball Menschen von der Botschaft Jesu erfahren haben und versuchen, das Evangelium zu leben. Wenn also von Inkulturation die Rede ist, steht als Ausgangspunkt fest: Es geht um Jesus den Christus, der für alle gestorben und als Auferstandener allen vorausgegangen ist, um uns eine Wohnung zu bereiten. Es geht um seine Botschaft von der Geschwisterlichkeit aller Menschen als Zeichen des angebrochenen Reiches und als die Gemeinschaft derer, die dies als ihre Überzeugung bekennen.



Jesus mit Pharisäer und Zöllner



Gelebter Glaube ist vom kulturellen Erbe, vom Charakter, den Lebensumständen und -erfahrungen der einzelnen Persönlichkeit geprägt. Er trifft bei denjenigen, die sich neu zu diesem Glauben bekennen,

ebenfalls auf Menschen, die bereits ihre eigene Lebens- und Sozialisierungsgeschichte in einer bestimmten Kultur erfahren haben. Darauf nimmt schon das älteste Evangelium nach Markus Rücksicht.

Gute Nachricht auch für Nichtjuden

2.1.

Das Markus-Evangelium wendet sich in erster Linie an Heidenchristen. Deshalb erklärt der Autor jüdische Sitten, Gebräuche und Einrichtungen ebenso wie aramäische Worte und Sätze. Für Judenchristen so wichtige Fragen, ob Jesus letztlich das Gesetz aufhebt und wenn ja, mit welchem Recht, fehlen ganz. Ein ähnliches Bemühen um kulturgerechte Verkündigung der Botschaft läßt sich in den anderen Evangelien feststellen. D.h. die Autoren gehen auf die Vorstellungen ihrer hauptsächlichen Adressaten ein, nehmen also auf kulturelle Unterschiede Rücksicht. Ganz auffallend ist in diesem Zusammenhang der Prolog des Johannes-Evangeliums, der sich in Sprache und Begriffen der griechischen Philosophie und Kultur ausdrückt. Die frühe Kirche zeigt uns beides, die Notwendigkeit der Inkulturation und die Schwierigkeit dieses Prozesses.

Besonders deutlich wird dieser Vorgang in der Apostelgeschichte. Wir wissen aus dieser frühen Quelle, daß die Christen aus dem Judentum weiterhin ganz selbstverständlich ihre religiöse Tradition befolgten. Sie feierten die jüdischen Feste, beobachteten die üblichen Riten, die Beschneidungs- und Speisevorschriften, und in Jerusalem gingen sie zum Beten in den Tempel. Was diese Christen von der übrigen jüdischen Gesellschaft unterschied, war nur die Tatsache, daß sie in den Häusern „das Brot brachen“, nach unserem Verständnis also Eucharistie feierten (vgl. Apg 2,42). Das war von außen gesehen das einzige besondere Zeichen ihrer Christusnachfolge. Im übrigen galt sie als eine der vielen Sondergruppen jüdischer Glaubenspraxis.

Den schwierigen Prozeß der Inkulturation können wir an dem Problem ablesen, mit dem sich bereits das sog. Apostelkonzil befassen mußte. Die judenchristliche Gemeinde in Jerusalem verstand sich selbstverständlich in allem als Norm. Das zeigt das

Schreiben der Apostel und Ältesten an die Gemeinde in Antiochien, in dem das Ergebnis des Apostelkonzils mitgeteilt wird. Obwohl die „ersten Konzilsväter“ klar erkannt hatten, daß in der Nachfolge Jesu nicht einmal mehr das bisherige Bundeszeichen, die Beschneidung, von Bedeutung ist, schien ihnen der Verzicht auf Götzenopferfleisch, Blut oder Ersticktes für ein Christenleben notwendig (vgl. Apg 15,28f.). D.h. jüdisches Verständnis von „rein“ oder „unrein“ sollte von Christen übernommen werden, die derlei Vorschriften in ihrer Kultur nicht kannten. Da half offensichtlich auch das Wort Jesu nicht, das Matthäus



Der „böse Geist“ verläßt sein Opfer durch den Mund

6 „Alles, was männlich ist, muß beschnitten werden ... Das soll geschehen zum Zeichen des Bundes zwischen mir und euch ...“ (Gen 17, 10ff.).

später aufgeschrieben hat: „Nicht das, was durch den Mund in den Menschen hineinkommt, macht ihn unrein, sondern was aus dem Mund des Menschen herauskommt, das macht ihn unrein“ (Mt 15,11). Paulus wird ausdrücklich am Verzehr von „Götzenopferfleisch“ die „Freiheit eines Christenmenschen“ verdeutlichen (vgl. 1 Kor 8) und schlicht feststellen, daß keine Speise uns vor Gottes Gericht bringen wird. Paulus geht also bereits hier über die kulturgebundene Vorschrift hinweg. Im Brief an die Galater schreibt er in der wörtlichen Wiedergabe des griechischen

Textes über Petrus: „Ich widerstand ihm ins Gesicht hinein“ (katà prósopon auto antéstēn), (Gal 2,11). Mit seinem Verhalten war Petrus dabei, die judenchristliche Gemeinde von Jerusalem samt ihren kulturellen Eigenheiten zum verpflichtenden Modell für alle Christen zu machen, ohne Rücksicht auf deren völlig andere ethnische Zusammensetzung und Kultur. Der Konflikt zwischen der Christengemeinde in Jerusalem und den „heidenchristlichen“ Gemeinden schwelte bis zur Zerstörung Jerusalems und dem damit verbundenen Untergang der Gemeinde.

Der eine Glaube in verschiedenen kulturellen Gestalten

2.2.

Eine andere Kultur bedingt für den gelebten Christglauben auch eine andere Art von Liturgie, theologischem Denken und auch eine andere Disziplin.

Eine andere Liturgie wird notwendig, weil sogenannten Heidenchristen die überkommene jüdische Gottesdienst-Tradition nicht ohne weiteres verfügbar ist. Noch in unserer heutigen römischen Liturgie können wir den Beitrag heidenchristlicher Gemeinden feststellen. So ist der Gebrauch von Weihrauch, die Kniebeuge, Mitra und Stab des Bischofs, sowie die traditionelle Meßkleidung aus nichtjüdischen Traditionen in unsere Liturgie eingegangen.

Die griechische Geisteswelt hat schon in der frühen Kirche das theologische Denken entscheidend geprägt und tiefe Gedanken über das Wirken Gottes in der Welt beigetragen. Obwohl damit auch das dualistische Weltbild in die Theologie einkehrte (vgl. LB 10), wurde sie doch mit wichtigen Begriffen bereichert, die heute noch von Bedeutung sind. So z.B. der Begriff der Person und der Begriff des „Logos“ (des Wortes). Gerade dieses theologische Denken hat in jüngster Zeit dazu geholfen, das Wirken Gottes in den Religionen neu zu überdenken und zu bewerten. Auch in der Organisation haben heidenchristliche Gemeinden nicht einfach die jüdisch geprägte Kirchenstruktur mit den „Ältesten“ (presbyteroi) übernommen, sondern auf ihre eigene kulturelle Tradition zurückgegriffen. Damit haben wir bereits in apostolischer Zeit mit Bischof (espiskopos) und Diakon ein zweites Gemeindemodell.



Bischof Otunga von Kenia bei seiner Bischofsweihe



Die jeweilige Kultur als Nähr- und Mutterboden für den christlichen Glauben

2.3.



„Heidenvölker“ waren und sind keine Atheisten. Ihre Vorstellungen von Gott oder Göttern, die Art und Weise, wie diese zu verehren oder auch zu besänftigen sind, mögen weit auseinandergehen. Gemeinsam ist allen, daß ihr Leben der religiöse Festkalender bestimmt und damit auch eine öffentliche Liturgie. Darauf hat die junge Kirche selbstverständlich aufgebaut. Die christliche Gemeinde in Rom konnte deshalb den Geburts- und Reichsfeiertag der unbesiegtten, göttlich verstandenen, Sonne („Natalis Solis Invicti“) am 25. Dezember bewußt als Geburtstag Jesu, der „Sonne der Gerechtigkeit“, interpretieren. Später, im christlichen Römerreich, hat sie dieses Fest beibehalten.

Die Verschmelzung von christlichen und heidnischen Ideen ergaben den mزابinkisi der Kongo

Missionsmethoden unter dem Anspruch von Inkulturation

2.4.

Von ähnlichem Denken war Papst Gregor der Große (590–604) bestimmt, als er Augustinus von Canterbury, der zum ersten päpstlichen Missionsunternehmen auf den britischen Inseln aufgebrochen war, folgende Anweisung durch Abt Mellitus zukommen ließ:

„Wenn ihr mit der Gnade des allmächtigen Gottes zu unserem hochwürdigsten Bruder, dem Bischof Augustinus kommt, dann sagt ihm, daß ich über eine Angelegenheit der Engländer lange mit mir zu Rate gegangen bin. Man soll nämlich bei jenem Volke die Götzentempel keineswegs zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten ...

Sieht das Volk, daß man seine Tempel nicht zerstört, so wird es nichtsdestoweniger den Irrtum ablegen, aber sich mit um so größerer Freude zur Erkenntnis und Anbetung des wahren Gottes an die gewohnten Orte begeben ... Und weil man dort auch viele Ochsen den bösen Geistern als Opfer zu schlachten pflegte, so muß auch dieser Gebrauch in irgendeine Festlichkeit umgewandelt werden ... Wenn man ihnen auf solche Weise einige äußere Freuden läßt,

werden sie den inneren Freuden leichter zugänglich sein“ (Gregor der Große 62f.). Wir begegnen hier einer Missionsmethode, die sozusagen die äußere Hülle bestehen läßt, den Inhalt aber verändert.



Wie ein heidnischer Wikinger ein Thor-Amulett trug, um böse Mächte abzuwehren, so trug ein christlicher ein Kreuz-Amulett

Die Philosophie als Handwerkszeug (Dienerin) der Theologie 2.5.

Ein ähnlicher Vorgang ist in der Begegnung des christlichen Glaubens mit der griechischen Philosophie festzustellen. Zunächst suchen Theologen wie Justin der Märtyrer († 165) im bestimmenden philosophischen Denken der Zeit nach „Samenkörnern des Wortes“, d.h. nach Elementen, die mit den Glaubenswahrheiten übereinstimmen. Bald aber bedienen sich die christlichen Theologen direkt des geistlichen Handwerkszeugs der Philosophen, um die Botschaft Jesu, das Denken der Apostel und der frühen Kirche zu einem Lehrgebäude zusammenzufügen. Über ein Jahrtausend bestimmte so der Neuplatoniker Plotin († 270 n. Chr.) die theologische Fachsprache. Was damit gemeint ist, wird am „großen Glaubensbekenntnis“ dem Nizäno-Constantinopolitanum, oder auch an der Dreifaltigkeitspräfation ersichtlich. Wir bekennen in ersterem unseren „Glauben an den einen Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren, und an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott von wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater; durch ihn ist alles erschaffen ...“.

Das ist weder die Sprache Jesu noch der Bibel, sondern das Ergebnis eines geistigen Bemühens, die

Glaubenswahrheiten mit der Vernunft auszuloten und festzulegen. Griechische philosophische Denkmuster prägen die theologische Begrifflichkeit sämtlicher Konzilien von Nizäa bis zum Vatikanum. Zunächst ist es Plotin, später Aristoteles, der mit Thomas von Aquin und Bonaventura das theologische Denken bestimmt. Erst das Zweite Vatikanische Konzil greift entweder wieder stärker auf das biblische Denken zurück, oder benützt Begriffe aus den modernen Wissenschaften, um den Glauben einsichtig zu machen. So wird die Kirche als „Volk Gottes“ und nicht wie bisher als „vollkommene Gesellschaft“ (societas perfecta) beschrieben, eine Eigenschaft, die sie nach griechischem Denken mit dem Staat gemein hat, der sozusagen in irdischen Belangen für die Menschen alles regelt, so wie es die Kirche für übernatürliche Belange tut. Im Zweiten Vatikanischen Konzil ist nicht mehr die Rede von der „Kirche an sich“, sondern von einer glaubenden Gemeinschaft, die Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten teilt (vgl. GS 1). Ein solches Eingehen auf die Lage der Menschen, als Antwort des Glaubens für bestimmte Situationen, hat mit der „Fleischwerdung des Wortes“ heute zu tun und muß der Inkulturation zugeordnet werden.



Von lebendigen Menschen geprägte Kulturen

2.6.

Mit Rücksicht auf die von verschiedenen Kulturen geprägten Menschen, sind in apostolischer Zeit z.B. die Kirchen von Antiochien, Korinth, Ephesus, Athen und Rom entstanden. Sie alle weisen eine sehr deutliche kulturelle Färbung auf und unterscheiden sich dadurch von der Gemeinde in Jerusalem. Der gleichen Haltung verdanken wir in den ersten drei Jahrhunderten die Entstehung einer Vielfalt von Kirchen, die ihr eigenes äußeres Erscheinungsbild haben, aber auch ihre eigene Liturgie, ihre Rechtsstruktur und Theologie.

Noch im dritten Jahrhundert war „Inkulturation“ selbstverständlich. Ein Beispiel ist der Brief des streitbaren Bischofs Firmilian von Cäsarea in Kappadozien (230–268), heute in der hinteren Türkei gelegen, an Zyprian von Karthago im heutigen Tunesien: *„Daß man in Rom nicht in allen Punkten die ursprüngliche Überlieferung beobachtet und sich vergeblich auf das Zeugnis der Apostel beruft, kann man auch daraus erkennen, daß man in der Feier des Osterfestes und in vielen anderen Geheimnissen des Gottesdienstes bei ihnen gewisse Abweichungen bemerkt und daß man nicht alles, was in Jerusalem beobachtet wird, auch dort in gleicher Weise hält. So wird ja auch in den meisten anderen Provinzen gar manches je nach der verschiedenen Gegend und Bevölkerung*

anders gemacht, aber dennoch hat man sich deswegen vom Frieden und von der Einheit der katholischen Kirche noch niemals getrennt“ (Firmilian v. Cäsarea 61).

Eineinhalb Jahrhunderte später zeigt uns Augustinus (354-430), welche kulturell bedingte Vielfalt die katholische Kirche aufweist. In einem Brief beschreibt er, was der ganzen Kirche gemeinsam ist: *„Hierzu gehört die jährliche Feier des Leidens, der Auferstehung, der Himmelfahrt unseres Herrn, der Herabkunft des Heiligen Geistes oder was sonst die ganze Kirche beobachtet, wo immer sie ausgebreitet ist. Andere Gebräuche sind verschieden nach Gegend, Land, Ortschaft. So fasten einige am Sabbat, andere nicht. Einige empfangen täglich den Leib und das Blut des Herrn, andere nur an bestimmten Tagen. An einigen Orten unterbleibt das heilige Opfer an keinem Tag, an anderen wird es nur am Sabbat und am Sonntag, an anderen wieder nur am Sonntag dargebracht. Diese und ähnliche Gebräuche solcher Art können nach freier Wahl beobachtet werden. Ein verständiger und ernsthafter Christ hält nicht den einen Gebrauch für besser, den anderen für schlechter, sondern er schließt sich dem Brauch einer Gemeinde an, bei der er sich gerade befindet“* (Augustinus, 54f.).

Von der Ortskirche zur Kolonialkirche

2.7.

Diese selbstverständliche Vielfalt wird im Laufe der Geschichte von Rom her immer mehr beschnitten. Offensichtlich hat das politische Machtzentrum Roms auch auf das Amt der Einheit in der Kirche und das Selbstverständnis des Papsttums abgefärbt. Das hat u.a. dazu geführt, daß Beispiele früher Inkulturation fast nur in den von Rom getrennten Kirchen überlebt haben. Wie das politische Rom zentralisierte und kolonisierte, so missionierte die römische Kirche, ohne wesentlich auf die Kulturen neuer Völker einzugehen. Damit begann Christianisierung unter kolonialem Vorzeichen im Sinne einer „Transplantatio Ecclesiae Romanae“ (Verpflanzung der fertigen Römischen

Kirche). Da die Kirchen des Ostens und Nordafrikas der Eroberung durch den Islam entweder ganz zum Opfer fielen, oder doch entscheidend geschwächt wurden, fiel Missionsarbeit allmählich ausschließlich dem westlichen Patriarchat, d.h. der Kirche Roms zu.

Beginnend mit den germanischen Völkern, den slawischen Völkern in unmittelbarer Nachbarschaft, in der „deutschen Ostmission“, über die Conquista-Mission in Amerika bis zur Kolonialmission des 19. und 20. Jahrhunderts in Asien und Afrika, immer ging es um die Einpflanzung der römisch-katholischen Kirche in ihrer festumrissenen Gestalt.

Kleine Freiheiten im disziplinären Bereich für „Missionsgebiete“ reichen nicht als Gegenbeweis. Örtliche Kulturen, auch Hochkulturen, blieben unberücksichtigt, galten als „heidnisch“ und damit als ungeeignet für den Sauer Teig des Evangeliums. Versuche einzelner Missionare, auch so berühmter wie Ricci, De Nobili, Bernardino de Sahagún, scheiterten regelmäßig, doch auch die Weisung von 1659 der „Obersten Missionsbehörde“, der Kongregation für die Ausbreitung des Glaubens, wurde nicht verwirklicht. In dem Schreiben an die Apostolischen Vikare in China heißt es:

„Legt keinen Wert darauf und überredet unter keinem Vorwand jene Völker, ihre Riten, Gewohnheiten und Sitten zu ändern, es sei denn, sie wären ganz offensichtlich gegen die Religion und die guten Sitten. Denn was wäre absurder als Frankreich, Spanien, Italien oder einen anderen Teil Europas nach China zu bringen? Nicht derlei Dinge, sondern den Glauben bringt dorthin, der keines Volkes Riten oder gesundes Brauchtum verachtet oder beschädigt, sondern ganz im Gegenteil sie geschützt und gestärkt wissen will ... Ebenso wenig vergleicht die Gebräuche jener Völker mit den Gebräuchen der Europäer, sondern im Gegenteil, schließt Euch diesen so eng wie möglich an“ (Instructio Vicariorum, 702).



**Der Chinamissionar Matteo Ricci SJ
in der Tracht eines Mandarin
mit Paul Ly, einem christlichen Mitglied
der kaiserlichen Familie**

Dem Zeitgeist erlegen

2.8.

Leider sind solche Texte nicht mehr als der Hinweis, daß in der Kirche das Bewußtsein nie ganz abhanden gekommen ist, daß es keine allgemeingültige kulturelle Ausformung des christlichen Glaubens geben kann. Die tatsächliche Missionsarbeit geschah unter dem Vorzeichen zivilisatorischer Überlegenheit oder des kolonialen Machtanspruchs. Beides versperrte oder hinderte den Zugang zu den geistigen Werten sogar von Hochkulturen.

Viele Missionare im kolonialen Umfeld erachteten es als überflüssig, die Sprache des Landes oder eines Volkes zu erlernen oder deren Literatur zu studieren. Ihnen erschien die Nationalsprache der Kolonialmacht als das geeignetste Mittel für „Zivilisierung“ und Glaubensverkündigung. Beides wurde von Missionaren, Kirche und Kirchenvolk, sogar von der Missionswissenschaft weithin als Einheit gesehen; eine geistige Einstellung, die interessanterweise wiederholt päpstliche Kritik hervorrief.

Zurück zu den Anfängen

2.9.

Die Forderung Roms seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, künftige Missionskräfte auch in Völkerkunde auszubilden, sowie die neuen Lehrstühle für

Missions- und Religionswissenschaft an kirchlichen und staatlichen Universitäten, haben Schätze religiösen Denkens und religiöser Lebenformen sowohl in



Hoch- wie in Stammesreligionen entdecken lassen. Damit wird zugleich eine veränderte Missionspraxis notwendig. Sie beginnt wieder, wie in apostolischer Zeit, mit der Suche nach „Samenkörnern des Wortes“, Anknüpfungspunkten in den Kulturen für die Verkündigung der Botschaft. Zugleich wächst die Erkenntnis, daß die abendländische Kirche, wie sie in

1900 Jahren gewachsen ist, ihrerseits sich an die in vieler Hinsicht veränderte abendländische Kultur anpassen müßte. Diese noch schüchternen Denkversuche werden mit den Begriffen Adaptation (= Anpassung) und Akkulturation (= sich der Kultur angleichen) umschrieben, wobei die römische Kirche unverändert die Norm bleibt.

Die Wiederentdeckung der Ortskirche als Chance für Inkulturation

2.10.

Der Durchbruch zu einem Verständnis von Missionsarbeit, wie es die frühe Kirche selbstverständlich kannte, gelingt erst im Anschluß an das Zweite Vatikanische Konzil.

Voraussetzung dafür war die Wiederentdeckung der Würde der Ortskirche, wie sie in apostolischer Zeit gegeben war und die „dank der göttlichen Vorsehung“, wie sich die Dogmatische Konstitution über die Kirche ausdrückt, „sich unbeschadet der Einheit des Glaubens und der einen göttlichen Verfassung

der Gesamtkirche, ihrer eigenen Disziplin, eines eigenen liturgischen Brauches und eines eigenen theologischen und geistlichen Erbes“ erfreut (LG 23). Dazu wird noch betont, daß „diese einträchtige Vielfalt der Ortskirchen in besonders hellem Licht die Katholizität der ungeteilten Kirche“ zeigt.

Wichtig ist auch noch der Hinweis, daß heute Bischofskonferenzen die Rolle der von Aposteln gegründeten Kirchen (Patriarchate) einnehmen könnten.

Inkulturation als Dauerprozeß

2.11.

Im Missionsdekret wird noch, wie nicht anders zu erwarten, der notwendige Prozeß der Inkulturation ausschließlich auf die „jungen Kirchen“ bezogen, läßt aber die ganze Bandbreite dieses Prozesses erahnen. Es heißt dort, die „jungen Kirchen“ ... nehmen „nach Art der Heilsordnung der Menschwerdung in diesen wunderbaren Tausch alle Schätze der Völker hinein, die Christus zum Erbe gegeben sind.



Aus Brauchtum und Tradition ihrer Völker, aus Weisheit und Wissen, aus Kunststil und Fertigkeit entlehnen sie alles, was beitragen kann, die Ehre des Schöpfers zu preisen, die Gnade des Erlösers zu verherrlichen, das Christenleben recht zu gestalten“ (AG 22).

Mit solch grundsätzlichen Worten schien der Horizont für ein „aggiornamento“ der Kirchen in ihrem jeweiligen kulturellen Mutterboden weit gesteckt, auch theologisch. Die Umsetzung erweist sich dennoch als langwierig und schwierig.

Nachträgliche Korrekturen

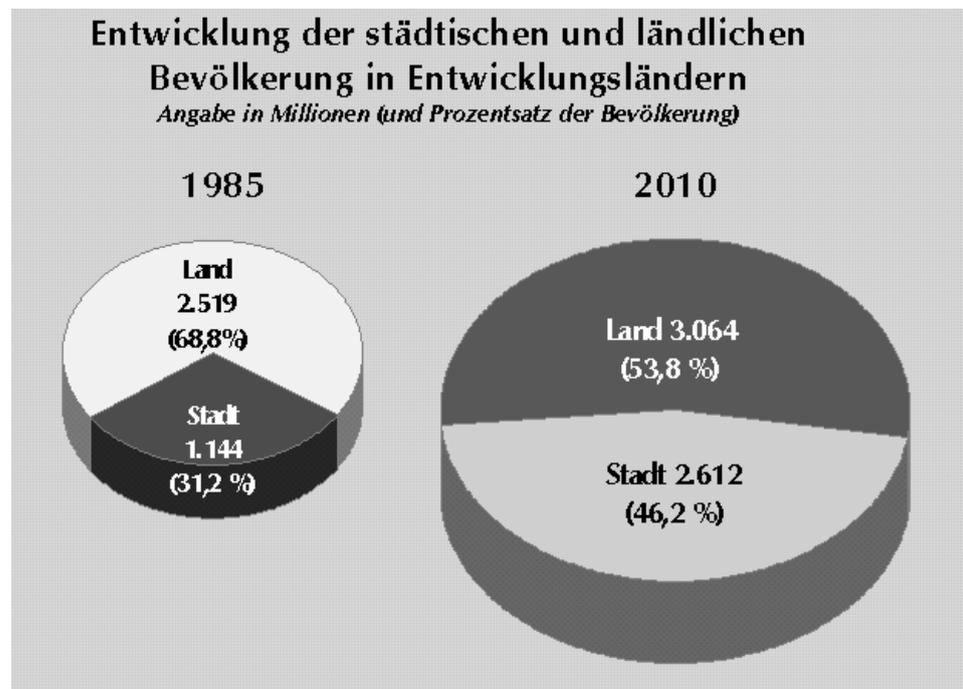
2.12.

Eine erste Schwierigkeit ergibt sich sozusagen aus dem Bemühen im Nachhinein. Überall, wo die Kirche in den letzten tausend Jahren neu fußgefaßt hat, tat sie das, wie wir bereits gesehen haben, in den Formen und Denkmustern der westlichen Kirche. Dabei wurden die traditionellen Religionen und das damit gegebene Brauchtum für den „wahren Gottesdienst“ für ungeeignet gehalten. Generationen von christlichen Afrikanern mußten z.B. auf den religiösen Tanz verzichten und erfahren nun in alten Tagen, das Verbot des Tanzes in der katholischen Liturgie sei im Hinblick auf eine authentische afrikanische Kirche ein Irrtum gewesen. Manche Christen, die sich zum Verzicht auf den religiösen Tanz durchgerungen hatten, tun sich heute schwer zu verstehen, daß dieser, einst als heidnisch und sündhaft gebrandmarkt, plötzlich heilig und gottgefällig sein sollte, weil er der tiefste Ausdruck der Anbetung ist, dessen die afrikanische Seele fähig sei.

Nicht minder schwierig ist die Lage in den alten Kirchen. Fast zwei Jahrtausende in bäuerlichen und feudalen Gesellschaften verankert, von diesen geprägt und diese ihrerseits prägend, hat sie in den Industriegesellschaften und deren nachindustriellen Kulturformen, die innere Verbindung verloren.

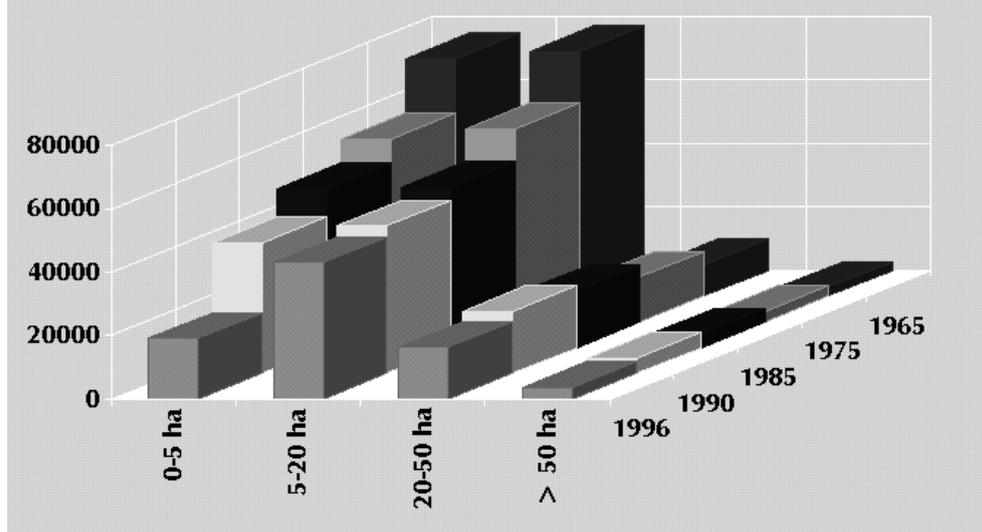
So wird noch immer „Erntedank“ wie von Jahrhunderten gefeiert, während der fromme Bauer in der Kirche weiß: Seine Rekordernte verdankt er nicht in erster Linie dem Segen Gottes, sondern eher dem auf lange Frist unheilvollen Einsatz von Chemikalien. Außerdem bedeutet eine gute Ernte nicht mehr die Sicherung des Lebensunterhaltes für ein Jahr, sondern herbe Einkommensverluste, weil die Preise für seine Ware sinken. Der bäuerliche Mensch, vom „Segen Gottes“, sprich günstigem Wetter, besonders abhängig, bildete lange das Rückgrat der Volkskirche in den Industrieländern.

Heute ist nicht nur die Zahl der Bauern im Schwinden, sie sind außerdem zu Agrarunternehmern geworden und haben sich damit einen entsprechenden Platz in der Gesellschaft gesichert, der vom göttlichen Segen ebenso unabhängig erscheint, wie andere Berufe.



Landwirtschaftsbetriebe, Beschäftigte und Mechanisierung im Bereich der Landwirtschaftsbetriebe in der Schweiz

Quelle: Bundesamt für Statistik



Landwirtschaftsbetriebe	1965	1975	1985	1990	1996
0-5 ha Kulturfläche	74.799	57.509	50.083	41.093	19.093
5-20 ha	76.976	60.705	50.430	46.549	43.025
20-50 ha	9.940	14.069	18.141	19.432	16.411
> 50 ha	699	843	1.077	1.222	950
Total	162.414	133.126	119.731	108.296	79.479

In Erinnerung an den Marktplatz Athens, wo Paulus predigte und Inkulturation vorexerzierte, nennt Johannes Paul II. die neuen Marktplätze „Areopage“.

Hier, in diesen wirtschaftlichen Zentren, Brennpunkten geistiger und kultureller Auseinandersetzung, konnten sich die alten Kirchen bislang kein Gehör verschaffen.

Sie haben den richtigen Zugang zu dieser neuen Kultur noch nicht gefunden (vgl. RM 37,c).

Die Kraft zur Inkulturation

2.13.

Die Vorstellung, man könne regional oder gar für die ganze Welt auf Dauer Formen inkulturierten, religiösen Lebens schaffen, oder gar von Experten schaffen lassen, ist ein Irrtum. Denn Kulturen verändern sich ständig, und das heute in einem beschleunigten Ausmaß. Dazu ist die Mahnung in der Missionszyklika „Redemptoris missio“ von Johannes Paul II. bedenkenswert: Inkulturation hat „Ausdruck des gemeinschaftlichen Lebens und nicht ausschließliche Frucht gelehrter Forschung zu sein, muß also in

der Gemeinschaft selber reifen. Die Bewahrung der traditionellen Werte ist ein Erfolg gereiften Glaubens“ (RM 54).

Wenn wir dieses Wort des Papstes richtig deuten, dann dürfen wir darauf vertrauen, daß das gläubige Volk ein Gespür hat für die Wahrheit und die Wege der Inkulturation. Zugleich darf das Wort als Hinweis für die Amtsträger verstanden werden, den Geist nicht durch Formalismus und falschverstandene juristische Autorität zu ersticken.



Nach Art der Heilsordnung der Menschwerdung

Was theologisch zur Inkulturation zu sagen ist, steht im Kern im Galaterbrief. Es heißt dort: „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen und damit wir die Sohnschaft erlangen“ (Gal 4,4ff.). Paulus schreibt diesen Satz an eine heidenchristliche Gemeinde, die drauf und dran war, unter dem Einfluß von Judenchristen ihre im Glauben gewonnene Freiheit zu verspielen. Es ging nicht nur darum, daß ihr Christusglauben wieder in ein judenchristliches Gewand gezwängt werden sollte. Dahinter steckt viel entscheidender die Versuchung, Gottes besonderes Wohlwollen oder Gnade wieder an die treue Erfüllung des Gesetzes zu binden, statt an den Christusglauben. Das wäre aber „ein anderes Evangelium“, ein Rückfall im Denken, das die Leistung des Menschen an die Stelle von Gottes Erbarmen setzt, und damit die heilende und befreiende Tat Gottes in der Menschwerdung sinnlos macht. Mit aller Schärfe bekämpft Paulus eine solche Haltung. Wiederholt sagt er: „Wer das predigt, sei verflucht“ (vgl. Gal 1,8f.) und, „Hört, was ich, Paulus, euch sage: Wenn ihr euch beschneiden laßt, wird Christus euch nichts nützen“ (Gal 5,2). Die Versuchung ist offensichtlich groß, in der Nachfolge Jesu alles, was in dessen Leben als Jude eine Rolle spielte, nachzuahmen und für ein Christenleben verbindlich zu erklären.



Beschneidung Jesu

Geboren von einer Frau

3.1.

„Geboren von einer Frau“ heißt: Jesus war in seinem Aussehen als Kind seiner Mutter, nach Körperbau und Hautfarbe als Semit zu erkennen. Wie andere Mütter auch, hat Maria das Kind und den Heranwachsenden in ihre Kultur hinein sozialisiert. Diese Kultur war vom Gesetz Gottes, wie es in der Bibel niedergelegt ist und vom Bewußtsein, das auserwählte Volk zu sein, bestimmt.

Der zweite Teil des Satzes bei Paulus: „dem Gesetz unterworfen“ führt uns an die Erlösungstheologie heran. Gott fordert von seinem besonderen Volk, dem „auserwählten“, daß es die ganze Thora⁷ buchstabengetreu erfüllt, um vor ihm gerecht und seiner besonderen Zuneigung und Huld würdig zu sein. Dem Anspruch des Gesetzes, und damit nach

⁷ Offenbarung des Willens Gottes im Alten Testament.



jüdischem Verständnis dem Anspruch Gottes, war niemand gewachsen, der schon in Sünden empfangen war (vgl. Ps 51,7). Deshalb mußte der Gerechte in die Welt kommen und ein für allemal, und stellvertretend für alle, das Gesetz erfüllen, Gottes Huld verdienen und alle freikaufen von der Last des Gesetzes. Mit Berufung auf ihn dürfen alle, wenn sie an Gott denken oder ihn anbeten, ohne Angst, jeweils in ihre Sprache übersetzt, den Kosenamen israelitischer Kleinkinder für ihren Vater gebrauchen und „Abba“

sagen. Er hat nämlich alle durch den Glauben an ihn, den Gesandten Gottes, davon befreit automatisch schuldig zu werden.

Was besagt das für unser Thema Inkulturation? Wie die oberste Autorität der Kirche, das Zweite Vatikanische Konzil es formuliert, hat Inkulturation nach Art der Heilsordnung der Menschwerdung zu geschehen. Demnach ist festzuhalten, daß Gott die Welt so sehr geliebt hat, daß er seinen Sohn Mensch werden, d.h. einen von ihnen werden ließ (vgl. Joh 3,16).

Jede Kultur ist zum Mutterboden des Wortes berufen

3.2.

Wie nun der ewige „Logos“ in der konkreten jüdischen Kultur „Fleisch“ angenommen hat, so soll das Wort der Botschaft in den übrigen Kulturen „Fleisch“ annehmen. Grundsätzlich ist jede Kultur geeignet und berufen, den „Mutterboden“ für den Christusglauben zu bilden. Ist doch Gottes Geist bereits in den „Samen des Wortes“ und im Herzen eines jeden Menschen ebenso wirksam, wie in seinem religiösen Suchen. „Die Ge-

genwart und das Handeln des Geistes berühren nicht nur einzelne Menschen, sondern auch die Gesellschaft und Geschichte, die Völker, die Kulturen, die Religionen. Der Geist steht ebenso am Ursprung edler Ideale und guter Initiativen der Menschheit auf deren Wege“ (RM 28). Mit diesem Satz unterstreicht das Missionsrundsreiben „Die Sendung des Erlösers“ (vgl. Redemptoris missio) die Haltung des Zweiten Vatikanums.

Kulturen auf dem Prüfstand

3.3.

Wie Jesus in prophetischer Weise Fehlentwicklungen in Synagoge und Gesellschaft angeprangert und ein neues Verständnis der Gotteskindschaft gepredigt hat, so wird auch heute seine Botschaft jede Kultur und jede kulturelle Entwicklung auf den Prüfstand bringen. Das bedeutet oft eine Korrektur traditioneller Vorstellungen, aber auch Betonung und Erhöhung von Werten, die dem Evangelium näher stehen als z.B. solche, die in der abendländischen Geschichte ihre Ausprägung gefunden haben. So sind z.B. Kulturen, die Grund und Boden als Gemeinbesitz betrachten, dem Denken Jesu und der jungen Kirche näher, als die aus dem christlichen Europa exportierte „Kultur des Zaunes“ mit ihren schrecklichen Auswüchsen, die Menschen dazu verführen, Haus an Haus, Feld an Feld zu reihen, bis kein Platz mehr da ist für andere (vgl. Jes 5,8).



Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

3.4.

Im Grundsätzlichen hat die Kirche die Notwendigkeit der Inkulturation immer wieder betont. So auch Papst Pius XII. in seinem Missionsrundsreiben „*Evangelii praecones*“ (Die Verkünder des Evangeliums) aus dem Jahre 1951. Er schreibt: „Die Kirche hielt von ihrem Ursprung bis auf unsere Tage an der Regel von höchster Weisheit fest, daß die Annahme des Evangeliums nichts von dem zerstöre und beseitige, was die verschiedenen Völker in ihrer Anlage, ihrer Begabung an Gutem, Edlem und Schöнем besitzen“ (EP 69). Und er fährt fort: „Deshalb hat die katholische Kirche die Überzeugung der Heiden weder verachtet noch abgelehnt, sondern sie vielmehr von jedem Irrtum und jeder Unvollkommenheit befreit und durch christliche Weisheit zur Vollendung gebracht“ (a.a.O. 70). Solche Worte sind auf dem Hintergrund der Geschichte der letzten 800 Jahre

schwer zu verstehen. Sie sind Ausdruck eines kirchlichen Selbstbewußtseins, das ähnlich der judenchristlichen Gemeinde in Jerusalem, die „christliche Weisheit“ nun allein mit der römischen Form der katholischen Kirche verwirklicht sieht. Trotz der grundsätzlichen Anerkennung der Inkulturation im Zweiten Vatikanischen Konzil, tut sich die Kirche immer noch schwer, die erkannte Notwendigkeit in die Praxis umzusetzen. Das Eingehen auf die jeweilige Kultur kann nicht zentral oder von außen geleistet werden. Das muß die Gemeinde oder Kirche vor Ort schaffen. Es ist ein Zeichen von Reife, eigene Wege zu finden und zu gehen und dabei die Gemeinschaft mit der Gesamtkirche nicht aus dem Auge zu verlieren oder zu gefährden. Damit gleicht das Bemühen um Inkulturation eher einer Gratwanderung, die Trittsicherheit, Umsicht und geistige Freiheit erfordert.

Chichicastenango, Guatemala.
Die Indianer bringen Gott und der Mutter Natur zum Dank für die gute Ernte Weihwasser, Weihrauch, Mais und Rosenblätter dar.
Für alle Indianer ist der Mais eines der bedeutendsten Nahrungsmittel und steht darum auch symbolisch für die Fruchtbarkeit, für den Reichtum und die Güte der Natur.



Die Rolle religiöser Gemeinschaften

3.5.

Die geistige Freiheit hat im Laufe der Geschichte nicht nur immer wieder Frauen und Männer dazu bestimmt, als Einzelkämpfende die Kirche an Haupt und Gliedern im Sinne des Evangeliums zu erneuern. Sie hat auch immer wieder Menschen dazu bewegt, sich einer besonderen religiösen Gemeinschaft anzuschließen. Viele dieser Gemeinschaften sind heute

gleichzeitig in verschiedenen Regionen, Kontinenten und Kulturen beheimatet. Im Idealfall ist die örtliche Gruppe voll in die dort gewachsene Kultur eingebettet. Sie bildet aber zugleich durch ihre Erfahrung als überregionale oder weltweite Gemeinschaft ein wichtiges Bindeglied zu anderen Kulturbereichen und zur Gesamtkirche.





Inkulturation als franziskanische Aufgabe

4.

Je nach Ort und Zeit und kalten Gegenden

4.1.

Was für religiöse Gemeinschaften allgemein gilt, trifft nicht zuletzt auch auf die Menschen zu, die ihr Leben nach Franziskus und Klara ausrichten und über die eigene Gemeinschaft hinaus, sich mit der ganzen Franziskanischen Familie verbunden wissen.

Diese weltweite Erfahrung, die gerade den Grundkurs zum franziskanisch-missionarischen Charisma von Anfang an auszeichnet, könnte auch der Kirche helfen, die notwendige „Fleischwerdung des Wortes“ anzunehmen, weil sozusagen der Modellversuch einer „Einheit in Vielfalt und Verschiedenheit“ (Kirche als *Communio*, 16) vorliegt.

Die Erfahrung mit einer fremden Lebensart und einem bisher unbekanntem Klima hat sich in der Ordensregel des heiligen Franz niedergeschlagen in dem Wort: „Die Brüder sollen sich kleiden je nach Ort und Zeit und kalten Gegenden“ (BR 4). Als nämlich die ersten Brüder mit Jordan von Speyer in ihren schäbigen, umbrischen Bauernkleidern über die Alpen nach Deutschland kamen, wurden sie nicht nur zum Gespött der Kinder auf der Straße, sie froren auch jämmerlich in den langen kalten Wintern. Der weise Rat der Regel des Ersten Ordens war so etwas wie eine Aufforderung zur Inkulturation.

Was Bruder Franz dazu wirklich zu sagen hätte, können wir nur erahnen. Wir wissen allerdings, daß er für seine Zeit ein außergewöhnlich offener und



freier Mensch war, sich von der Frömmigkeit der Moslems und ihren Ausdrucksformen, also von ihrer Kultur beeindrucken ließ.

Frau Jakoba taufte er schlicht zum „Bruder Jakoba“ um, um die kirchenrechtliche Frage einer Frau in der Brudergemeinschaft zu lösen. So dürfen wir annehmen, daß Inkulturation für Bruder Franziskus ein wichtiges Anliegen wäre.

Nach dem Muster der Transplantation

4.2.

Wir müssen leider feststellen: auch die Franziskanische Familie in ihren vielfältigen Formen hat, wie die römische Kirche, meist ohne besondere Überlegung

gen in Richtung Inkulturation, schlicht Transplantationen der jeweiligen Gemeinschaft in andere Kulturen vorgenommen. Das gilt für die Kleidung, die

Bauweise der Konvente, die Lebensweise und das Brauchtum einer Gemeinschaft und des selbstgesteckten Aufgabenbereiches. Meist läßt sich daran bis heute sogar die ursprüngliche nationale Herkunft einer einzelnen Gemeinschaft feststellen.

Tiefgreifender ist allerdings die fraglose Transplantation kultureller Wertmaßstäbe. So etwa die Vorstellung, daß Eltern mit der Hingabe ihres Kindes an eine religiöse Gemeinschaft auf jeden natürlichen Anspruch verzichten, den sie aufgrund ihrer Kultur auf ihre Kinder haben mögen. Bei den meisten Völkern gehört die lebenslange Sorge für die Eltern zu ihrem kulturellen „Vierten Gebot“. Dieser Verpflichtung kann sich niemand, kein Bischof, Priester, Ordensmann oder Ordensfrau, entziehen ohne sich zu

versündigen oder in einen schweren inneren Konflikt zu geraten. Dabei wird dieser Konflikt nicht dadurch ausgelöst, daß ein „übernatürlicher“ Wert des Evangeliums gegen einen „natürlichen“ Wert der Familie abgewogen werden muß. Abzuwägen ist lediglich eine mögliche Spielart des Vierten Gebotes gegen eine andere, die u.U. nicht minder evangeliumsgemäß ist. Eine inkulturierte Gemeinschaft müßte folglich bei der Aufnahme eines Mitbruders oder einer Mitschwester der lebenslangen Verpflichtung gegenüber deren Eltern Rechnung tragen. Es geht dabei um den Respekt vor dem kulturellen Hintergrund einer Person und deren Recht, zur Erfüllung des Vierten Gebotes nicht auf fremde Wertvorstellungen verpflichtet zu werden.

An der Seite der Armen für Gerechtigkeit und Versöhnung

4.3.

Die Option für die Armen, wie sie die lateinamerikanische Kirche als wesentliche Verpflichtung unseres Christusglaubens der ganzen Kirche wieder ins Bewußtsein gerufen hat, ist heute so unbequem und z.T. gefährlich, wie sie es zur Zeit des Bruder Franz war. Weil die Armen in ihrer großen Mehrzahl Armgemachte sind, d.h. das Ergebnis von sündhaftem Verhalten anderer, steht das Ringen um Gerechtigkeit für die Stimm- und Rechtlosen an erster Stelle.

Auch franziskanische Menschen sind oft in der Gefahr, von Frieden und Versöhnung zu reden, bevor

Gerechtigkeit geschaffen und Bereitschaft zur Sühne für Schuld und Verbrechen gegeben ist.

Doch die Wege der Sühne und der Versöhnung sind zutiefst von der jeweiligen Kultur bestimmt. Das zeigt uns die Fruchtlosigkeit mancher UN-Einsätze für den Frieden. Der gute Wille zu helfen wird oft genug falsch verstanden. Noch unverständlicher erscheinen den Menschen der betroffenen

Kultur Gerichtsverfahren nach internationalem, letztlich europäischem, Muster. Das gilt besonders, wenn Opfer zusehen müssen, wie Richter gezwungen sind, Verbrecher gegen die Menschlichkeit nach diesem Recht aufgrund geschickter und teurer Verteidiger „mangels Beweisen“ freizusprechen. Frieden ist nicht zu schaffen ohne Sühne. Deshalb haben die Menschen z.B. in Mosambik auf den verschiedenen Ebenen bis hinein in die Dörfer „Wahrheitskommissionen“ gebildet. Mit ihrer Hilfe werden die schrecklichen und meist verdrängten Tatsachen



von Gewalt und Mord, an denen die Vorgeladenen beteiligt waren, ans Licht gebracht. Aufgrund der ans Licht gehobenen Wahrheit vermögen die Schuldigen ihr Verhalten selbst zu beurteilen. Anstatt nun sich dem Urteilsspruch und der Verurteilung durch andere zu beugen, bieten sie selbst Sühne an und leisten damit den ersten Schritt zu tatsächlicher Versöhnung. Ähnliche Wege der Versöhnung gibt es auch in Südafrika und Guatemala.

Diese Praxis erinnert uns nicht nur an die frühe Kirche, in der Streitigkeiten in der Gemeinde und nicht vor weltlichen Gerichten bereinigt wurden, sie wird auch entscheidend von Christen getragen. Diese Praxis macht aber auch deutlich, daß es kulturbedingt andere Formen der Konfliktbewältigung und ein

anderes Verständnis von Gerechtigkeit und Sühne gibt, das dem Evangelium vielleicht näher steht, als die in Europa entwickelten und international anerkannten Formen der Rechtsfindung und Ahndung von Gewalttaten und Verbrechen.

Die beschriebene Situation scheint eine besondere und doppelte Herausforderung für franziskanische Menschen zu sein. Sie läge fürs erste in der geistigen Haltung, „jedermann untertan“ zu sein, also nicht als „Friedensmacher“ aufzutreten, der Sieger und Verlierer schafft, und damit neuen Konfliktstoff; fürs zweite in einem feinen Gespür für Formen des Versöhnungsdienstes, die in der jeweiligen Kultur entwickelt wurden oder aus ihren Wertvorstellungen entwickelt werden könnten.

Zurück zu den Quellen, mit dem Blick nach vorne

4.4.

Franziskus und Klara haben eine Bewegung ausgelöst. Sie war eine Antwort aus der abendländischen Kultur heraus auf den Einbruch des Frühkapitalismus, ebenso auf eine Kirche, die, mit sich selbst beschäftigt, den Blick für ihre weltweite Aufgabe verloren zu haben schien. Heute, in einer nicht minder dramatischen Zeit von weltweitem Ausmaß, in der sich die Völker mit einem zügellosen kapitalistischen Marktdenken unter dem Stichwort „Globalisierung“ und einer wachsenden Weltzivilisation unter dem Stichwort „Welt-dorf“ auseinandersetzen müssen, ist die Spiritualität des Franz von Assisi gefragt wie schon lange nicht mehr.

Die Entwicklung in den Marktzentren und in den Mammutstädten scheint unaufhaltsam. In den urbanen Ballungsräumen leben und entwickeln Menschen eine Kultur, die Kontinente, Gesellschafts-



formen, Wertsysteme und Religionen überspringt. Will die Kirche ihrer Aufgabe auch diesen Menschen gegenüber gerecht werden, ihnen die Botschaft vom Reich Gottes überzeugend verkünden und damit auch beitragen, daß die künftige Kultur menschliche Züge behält, wird sie Christen brauchen, die, wie Franz und Klara zu ihrer Zeit, gelebte Antworten bieten.

Kirchliche und franziskanische Quellen

Bibel	Jes 5,8; Ps 51,7; Mt 15,11; Joh 3,16; Apg 2,42; 15,28f.; 17,22-32; 1 Kor 23; 8; Gal 2,11; 4,4ff.; 1,8f.; 5,2 AG 22; EN 20; EP 69f.; GS 1; 53; LG 23; RM 28; 37,c; 52ff., Puebla 386
Dokumente der Kirche	
Quellenschriften	Lenk; BR 4
Interfranziskanische Dokumente	
OFM - OFM Cap - OFM Conv	
OSC (Klarissen)	
OSF (TOR)	
Franziskanische Gemeinschaft: FG/OFS	
Ergänzungen	

Hinweis: Die Quellenangaben mögen von den Kursteilnehmern ergänzt werden.

A Übungen

Als Vorbereitung zu den nachstehenden Übungen lies **Apg 17,16-32** und folgende Zitate aus:

1.) Missionsrundsreiben „Sancta Dei civitas“, 1880, Papst Leo XIII.:

„Die Heilige Gottesstadt, die die Kirche darstellt, und die durch keine Ländergrenzen eingeschränkt ist, hat von ihrem Gründer die Macht empfangen, den Raum ihrer Hütte und die Felle ihrer Zelte auszuweiten. Jedoch haben die vielen und heftigen Stürme, die gegen die Kirche entfacht wurden, ... auch den Instituten Schaden zugefügt, die zur Zivilisierung barbarischer Völker gegründet worden waren“.

2.) Apostolisches Schreiben „Maximum illud“, 1919, Papst Benedikt XV.:

„Die Pflichten der Missionare.

1. Übernationale Einstellung. Nun wenden Wir Uns an Euch alle, geliebte Söhne, die ihr den Weinberg des Herrn bestellt. Vornehmlich in Euren Händen liegt zugleich mit der Ausbreitung der christlichen Weisheit das Heil so vieler Seelen ... Die Euch übertragene Sendung ist geradezu göttlich und weit über die Armseligkeit menschlicher Rücksichten erhaben: denen, die im Todesschatten schmachten, Licht zu bringen, und denen die ins Verderben eilen, den Weg zum Heile zu öffnen. Begreift daher, daß zu jedem

D

von Euch der Herr gesagt hat: *‘Vergiß dein Volk und dein Vaterhaus!’* und denkt daran, daß Ihr nicht ein Menschenreich auszubreiten habt, sondern das Reich Christi; daß Ihr nicht für das Vaterland hier auf Erden Bürger zu werben habt, sondern für das Vaterland, das droben ist. Es wäre daher wirklich zu bedauern, wenn es Missionare gäbe, die scheinbar so auf ihre Würde vergäßen, daß sie mehr an das irdische als an das himmlische Vaterland dächten ... Das wäre für die apostolische Arbeit eine abscheuliche Pest ... Angenommen er (der Missionar) würde irgendwie irdische Interessen betreiben und nicht in jeder Beziehung als Mann von apostolischer Gesinnung auftreten, sondern zudem, wenn auch vielleicht nur scheinbar, als Agent seiner Heimat - gleich würde sein ganzes Wirken bei der Masse Verdacht erregen. Leicht könnte man sie dann zur Meinung verführen, der christliche Glaube sei die Landesreligion irgendeiner ausländischen Nation und das Christentum annehmen bedeute, sich der Schutzherrschaft eines auswärtigen Staates unterwerfen und auf die eigene Staatszugehörigkeit verzichten. Großen Kummer bereiten Uns gewisse Berichte über die Missionen, die in letzter Zeit veröffentlicht wur-



den. Ihr Anliegen scheint nämlich nicht in erster Linie die Ausbreitung des Reiches Gottes zu sein, sondern das größere Ansehen des eigenen Staates ... So schreibt kein katholischer Missionar, der diesen Namen verdient. Nein, vielmehr wird er sich stets darauf besinnen, daß er auf keinen Fall ein Gesandter seiner Nation, sondern ein Gesandter Christi ist.

3. Erwerbung einer soliden Ausbildung. Bevor aber der Missionar seine apostolische Arbeit antreten kann, muß er sich gründlich vorbereiten, mögen auch Stimmen laut werden, die erklären, wer ganz unzivilisierten Völkern Christus verkünde, brauche sich nicht in so vielen Wissensgebieten auszukennen. Zu den Fächern, die ein Missionar gründlich kennen muß, gehört in erster Linie selbstverständlich die Sprache des Volkes, dessen Rettung er sich widmen möchte.“

3.) Enzyklika „Rerum Ecclesiae“, 1926,

Papst Pius XI.:

„1. Die Kirchengeschichte läßt jeden, der sie aufmerksam überdenkt, eine Tatsache nicht übersehen: Seit den ersten Zeiten des wiedererlangten Heiles haben die Römischen Päpste ihr Sinnen und Sorgen darauf gerichtet, den Völkern, die *‘in Finsternis und Todesschatten sitzen’* (Ps. 106.10), das Licht der evangelischen Lehre und die Wohltaten der christlichen Zivilisation zukommen zu lassen.

32. Denn eure Landsleute haben sozusagen die Heilmittel in der Hand und sind weniger weit vom Heil entfernt als die Heiden, besonders jene, die noch wild und unzivilisiert sind.

36. Vielleicht hat man noch nie genügend überdacht, welche Methode und welcher Plan ursprünglich der Ausbreitung des Evangeliums und der Gründung der Kirche Gottes überall unter den Heidenvölkern zugrunde lagen. ... Wir erinnerten daran, daß aus den ersten schriftlichen Dokumenten der alten Christenheit deutlich hervorgeht, wie der Klerus, den die Apostel jeder neuen Gemeinde von Gläubigen vorgesetzt haben, nicht von auswärts stammte, sondern aus den Einheimischen jenes Gebietes erwählt und herangezogen wurde. Was haben denn bitte die Missionen für einen anderen Zweck, als in den so ungeheuer weiten Gegenden die Kirche Christi zu errichten und fest zu begründen? Und woraus sollte sie heute bei den Heiden bestehen, wenn nicht aus all jenen Elementen, aus denen sie einst bei uns zusammenwuchs, nämlich aus dem Volk und Klerus

der jeweiligen Gegend, aus den eigenen Ordensmännern und -frauen? Warum sollte der eingeborene Klerus von der Bebauung seines eigenen heimatlichen Ackerfeldes abgehalten werden, d. h. von der Leitung des Volkes?

37. Es ist daher nicht nur unser Wunsch, sondern vielmehr Unser Wille und Befehl, daß diese Initiative, wie sie da und dort von einzelnen gestartet wurde, von allen Missionsoberen aufgegriffen und auf ähnlicher Grundlage ins Werk gesetzt werde. Denn Ihr dürft keinen hoffnungsvollen Eingeborenen vom Priestertum oder Apostolat fernhalten, vorausgesetzt daß er durch göttliche Eingebung berufen ist.

38. ... Wer solche Eingeborene für minderwertige Menschen oder von beschränkter Intelligenz hält, fällt wirklich ein falsches Urteil. Überdies gibt es noch einen Grund, warum Ihr nicht dulden dürft, daß die eingeborenen Priester gleichsam auf einer niederen Stufe gehalten und für die unbedeutenderen Dienste herangezogen werden, als ob sie nicht das gleiche Priestertum wie Eure Missionare besäßen.

39. ... Wenn also Eingeborene in die alten Ordensgemeinschaften eintreten möchten, ist es Euch verboten, es ihnen abzuraten oder abzuschlagen.“

4.) Enzyklika „Evangelii praecones“, 1951,

Papst Pius XII.:

„70. Wir selber haben in Unserer ersten Enzyklika „*Summi Pontificatus*“ folgendes geschrieben: *‘Ungemein viele Untersuchungen und Forschungen sind das im Laufe der Zeiten mit Opfern und Hingabe gewirkte Werk der Kündler des göttlichen Wortes, die darauf abzielten, das intimere Verständnis und die Achtung des verschiedenartigen Kulturgutes zu erleichtern und seine geistigen Werte zum Besten einer lebendigen und lebensnahen Verkündigung der Frohbotschaft Christi zu heben. Alles, was in den Gebräuchen und Gewohnheiten dieser Völker nicht unlösbar mit religiösem Irrtum verknüpft ist, wird stets mit Wohlwollen geprüft und wenn immer möglich - geschützt und gefördert.’* In Unserer Ansprache aber an die Leiter der Päpstlichen Missionswerke im Jahre 1944 führten Wir unter anderem aus: *‘Der Bote und Herold der Frohbotschaft ist ein Apostel Jesu Christi. Sein Auftrag will nicht, daß nur die europäische Kultur in ihrem gegenwärtigen Stand in ferne Missionsländer übertragen und dort verbreitet werde, wie man einen Baum umpflanzt. Vielmehr soll er Unterweisung und Erziehung dieser Völker, die zuweilen*

mit Stolz auf ihre sehr alte und hohe Kultur weisen, so gestalten, daß sie wohlvorbereitet sind, um die Grundsätze der christlichen Moral und Lebensführung gerne anzunehmen und in die Tat umzusetzen. Diese Grundsätze können mit jeder profanen Kultur zusammengehen, vorausgesetzt daß sie gesund und unverdorben sind. Sie können sogar ihren Einfluß zum Schutz der Menschenwürde und zur Erreichung des Glückes stärken. Wenn auch die eingeborenen Katholiken in erster Linie Kinder der großen Gottesfamilie und Bürger seines Reiches sind, so bleiben sie doch zugleich auch Bürger ihres irdischen Vaterlandes.'

5.) Enzyklika „Princeps pastorum“, 1959, Papst Johannes XXIII.:

„Akkommodation an die einheimische Wertewelt. In Würdigung der Umstände, die nicht nur für die richtige geistige und geistliche Erziehung des Priesternachwuchses von Bedeutung sind, sondern für die gesamten Bedürfnisse der einzelnen Völker und ihre Mentalität, hat der Apostolische Stuhl den ausländischen und einheimischen Klerus zum Studium der Missionswissenschaft angehalten ... Die Ausbildung muß unbedingt nicht nur die ganze, rechtgläubige, überlieferte Lehre der Kirche umfassen, sondern auch den Geist der Studenten aufschließen und schärfen für die Beurteilung ihrer heimatlichen Kultur, hauptsächlich in bezug auf die Philosophie, die Theologie und ihr Verhältnis zur christlichen Religion ... Denn die Kirche verbindet sich, wie ihr wohl weiß, nicht mit einer einzigen Kultur, als wäre diese ihr einzig angepaßt und jede andere zu verachten. Sie wirft sich auch nicht einmal der Kultur Europas und der westlichen Völker in die Arme, wiewohl sie mit dieser nach dem Zeugnis der Geschichte besonders eng verbunden ist. Denn die Aufgabe, die der Kirche anvertraut ist, hat die Religion und das ewige Heil der Menschen zum Gegenstand. Die Kirche, die immer jung bleibt und immer wieder durch den Hauch des Heiligen Geistes erneuert wird, ist jederzeit voller Anerkennung und Aufnahmebereitschaft, ja sogar eine tätige Anregerin für alles, was der Menschheit geistig und seelisch zur Ehre gereicht, auch wenn es in anderen Teilen der Welt als dem Mittelmeerraum seinen Ursprung hat, der nach Gottes Vorsehung die Wiege ihrer Kindheit war“ (vgl. Rede an den 2. Weltkongreß der Schriftsteller und Künstler schwarzer Rasse, Osservatore Romano, 3.4.1959, 1).

6.) Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“, 1975, Papst Paul VI.:

„20. Es gilt - und zwar nicht nur dekorativ wie durch einen oberflächlichen Anstrich, sondern mit vitaler Kraft in der Tiefe und bis zu den Wurzeln - die Kultur und die Kulturen des Menschen im vollen und umfassenden Sinn, den diese Begriffe in Gaudium et spes (Nr. 53) haben, zu evangelisieren, wobei man immer von der Person ausgeht und dann stets zu den Beziehungen der Personen untereinander und mit Gott fortschreitet. Das Evangelium und somit die Evangelisierung identifizieren sich natürlich nicht mit der Kultur und sind unabhängig gegenüber allen Kulturen. Dennoch wird das Reich, das das Evangelium verkündet, von Menschen gelebt, die zutiefst an eine Kultur gebunden sind, und kann die Errichtung des Gottesreiches nicht darauf verzichten, sich gewisser Elemente der menschlichen Kultur und Kulturen zu bedienen. Unabhängig zwar gegenüber den Kulturen, sind Evangelium und Evangelisierung jedoch nicht notwendig unvereinbar mit ihnen, sondern fähig, sie alle zu durchdringen, ohne sich einer von ihnen zu unterwerfen.“

7.) Enzyklika „Redemptoris missio“, 1990, Johannes Paul II.:

„37 b) *Neue soziale Welten und Phänomene:* Die raschen und tiefgreifenden Umwälzungen, die heute die Welt, besonders die südliche Hälfte, charakterisieren, haben einen starken Einfluß auf das Bild der Mission: wo zuerst menschlich und sozial stabile Verhältnisse herrschten, ist heute alles in Bewegung geraten. Man denke zum Beispiel an die Verstädterung und an das massive Anwachsen der Städte, vor allem dort, wo der Bevölkerungsdruck am stärksten ist. Derzeit lebt in vielen Staaten schon mehr als die Hälfte der Bevölkerung in einigen wenigen Großstädten, in denen sich die Probleme des Menschen oft verschlimmern, gerade wegen der Anonymität, in die die Massen sich eingetaucht fühlen. In der Neuzeit erfolgte die Missionstätigkeit überwiegend in verlassenen Gebieten, fernab von zivilisierten Zentren und in Gebieten, die aufgrund der Kommunikationsschwierigkeiten, der Sprache und des Klimas unzugänglich waren. Heutzutage verändert sich das Bild der Mission ad gentes zusehends: zu den bevorzugten Orten müßten die Großstädte werden, in denen neue Gewohnheiten und Lebensstile,



neue Formen der Kultur und der Kommunikation entstehen, die ihrerseits wieder die Bevölkerung beeinflussen. Es stimmt, daß „die Wahl für die Geringsten“ dazu führen muß, diejenigen Menschengruppen am wenigsten zu vernachlässigen, die am meisten am Rande stehen und isoliert sind. Es stimmt aber auch, daß man einzelnen und kleinen Gruppen nicht das Evangelium verkünden kann, wenn man diejenigen Zentren vernachlässigt, in denen sozusagen eine neue Menschheit mit neuen Entwicklungsmodellen heranwächst. Die Zukunft der jungen Nationen nimmt ihren Ausgang in den Städten.

Wenn man von der Zukunft spricht, darf man die Jugend nicht vergessen, die in zahlreichen Ländern mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmacht. Wie erreicht die Botschaft Christi die nichtchristliche Jugend, die die Zukunft ganzer Kontinente bildet? Die herkömmlichen Mittel der Pastoral reichen offensichtlich nicht mehr aus. Es braucht Vereine und Institutionen, Gruppen und Jugendhäuser, kulturelle und soziale Initiativen für die Jugend. Das ist das Betätigungsfeld, auf dem sich die modernen kirchlichen Bewegungen in breitem Ausmaße entfalten können. Zu den großen Veränderungen der Gegenwart gehören die Aus- und Einwanderer, durch die ein neues Phänomen entsteht: zahlreiche Nichtchristen kommen in Länder mit alter christlicher Tradition; es ergibt sich die Gelegenheit zu neuen Kontakten und kulturellem Austausch; die Kirche sieht sich zu ihrer Aufnahme, zu Dialog, zu Hilfe, mit einem Wort, zu Brüderlichkeit herausgefordert. Unter den Einwanderern nehmen die Flüchtlinge einen ganz eigenen Platz ein und verdienen volle Aufmerksamkeit. Es sind inzwischen viele Millionen auf der ganzen Welt, und es werden immer mehr. Sie sind geflüchtet vor politischer Unterdrückung und unmenschlichem Elend, vor Hungersnot und Trockenheit in katastrophalen Ausmaßen. Die Kirche muß sie im Umfeld ihrer apostolischen Sorge aufnehmen.

Schließlich muß an die oft unerträglichen Situationen der Armut erinnert werden, die es in vielen Ländern gibt und die oft am Ursprung des Massenauszugs stehen. Die Gemeinschaft der Gläubigen in Christus weiß sich von diesen unmenschlichen Situationen herausgefordert. Die Verkündigung Christi und des Reiches Gottes muß für diese Völker zu einem menschlichen Instrument der Erlösung werden.

37 c) Kulturbereiche und moderne Areopage: Nachdem Paulus an zahlreichen Orten gepredigt hat, kam

er nach Athen und begab sich auf den Areopag; dort verkündete er das Evangelium in einer Sprache, die für diese Umgebung geeignet und verständlich war (vgl. Apg 17, 22-31). Der Areopag stellte damals das Kulturzentrum des gebildeten Volkes von Athen dar, er kann heute als Symbol für neue Bereiche aufgefaßt werden, denen das Evangelium zu verkünden ist. Ein solcher erster Areopag der neuen Zeit ist die Welt der Kommunikation, die die Menschheit immer mehr eint und - wie man zu sagen pflegt - zu einem 'Welt-dorf' macht. Die Mittel der Kommunikation spielen eine derartig wichtige Rolle, daß sie für viele zum Hauptinstrument der Information und Bildung, der Führung und Beratung für individuelles, familiäres und soziales Verhalten geworden sind. Vor allem die neuen Generationen wachsen in einer davon geprägten Welt auf. Vielleicht ist dieser Areopag etwas vernachlässigt worden. Die Einbeziehung der Massenmedien hat jedenfalls nicht nur den Zweck, die Botschaft des Evangeliums vielen zugänglich zu machen ... sondern die Botschaft selbst muß in diese, von der modernen Kommunikation geschaffene 'neue Kultur' integriert werden.

52. Bei ihrer Mission unter den Völkern trifft die Kirche auf verschiedene Kulturen und wird in den Prozeß der Inkulturation eingebunden. Diese hat als Erfordernis den gesamten geschichtlichen Weg der Kirche geprägt, ist aber heute besonders wichtig und dringlich ... durch die Inkulturation macht die Kirche das Evangelium in den verschiedenen Kulturen lebendig und führt zugleich die Völker mit ihren Kulturen in die Gemeinschaft mit ihr ein und überträgt ihnen die eigenen Werte, indem sie aufnimmt, was in diesen Kulturen an Gutem ist, und sie von innen her erneuert. Ihrerseits wird die Kirche durch die Inkulturation ein verständlicheres Zeichen ihres Wesens und ein besseres Instrument der Mission. Dank dieses Handelns der Ortskirchen wird die Gesamtkirche selbst in ihren verschiedenen Lebensbereichen an Ausdrucksformen und Werten bereichert, wie etwa in der Verkündigung des Evangeliums, im Kult, in der Theologie, in der Caritas. Sie lernt das Mysterium Christi tiefer kennen und auszudrücken und wird zu ständiger Erneuerung angeregt.

53. Die Missionare, die aus anderen Kirchen und Ländern kommen, müssen sich in die sozio-kulturelle Welt derer, zu denen sie gesandt sind, einfügen und die begrenzenden Prägungen der eigenen Herkunft überwinden. Sie müssen die Sprache der Gegend, in

der sie arbeiten, lernen, die bezeichnendsten Ausdrucksformen jener Kultur kennen und deren Werte in unmittelbarer Erfahrung entdecken ... Die sich entfaltenden christlichen Gemeinden werden vom Evangelium inspiriert. So können sie ihre eigene christliche Erfahrung immer besser in origineller Art und Weise zum Ausdruck bringen, harmonisch mit den eigenen kulturellen Traditionen, doch immer im Einklang mit den objektiven Erfordernissen des Glaubens selbst. Vor allem im Hinblick auf die heikleren

Bereiche der Inkulturation sollen deshalb die Teilkirchen desselben Gebietes untereinander und mit der gesamten Kirche zusammenarbeiten in der Überzeugung, daß nur ein Bemühen um die Gesamt- wie die Teilkirche sie fähig macht, den Schatz des Glaubens in die berechnigte Verschiedenheit seiner Ausdrucksformen zu übersetzen. So bieten die Gruppen, die das Evangelium angenommen haben, die Elemente für eine 'Übersetzung' der Botschaft des Evangeliums ...".



Übung

Beschreibe die Kultur der Athener, wie sie uns in Apg 17,16-34 entgegentritt.

1.

Fragen:

1. Wie bewertet Paulus diese Kultur?
2. Gibt es Parallelen zu heutigen geistigen Strömungen?



Übung

Zu „Redemptoris missio“ 37 b) :

2.

Frage:

Was bedeutet diese Feststellung für Inkulturation?



Übung

Zu „Redemptoris missio“ 37 c) :

3.

Frage:

Was heißt das, wenn dieser Text unter der Überschrift „Bereiche der Mission ad gentes“ (Sendung zu den Heiden) steht?





Übung

Zu allen angeführten lehramtlichen Texten:

4.

Frage:

Versuche die erkennbare geistige Entwicklung nachzuzeichnen.



Übung

Zu den angeführten Texten aus lehramtlichen Schreiben zum Thema „Mission“:

5.

Fragen:

1. Welche Entwicklung hinsichtlich
a) des Wertes anderer Religionen,
b) der Rolle der Kirche lassen sich ablesen?
2. Was bedeuten Sätze wie: *„Die Ausbildung muß den Geist der Studenten schärfen für die Beurteilung ihrer heimatlichen Kultur, hauptsächlich in Bezug auf die Philosophie, die Theologie und ihr Verhältnis zur christlichen Religion?“*



Anwendungen

Anwendung

E

Fragen:

1. Kennst Du andere Philosophien und Theologien als die abendländische?
2. Welche?
3. Wie hat diese Kenntnis Dein Verhältnis zum Glauben verändert, vertieft?



Anwendung

Nochmals zu „Redemptoris missio“ 37 c):

2.

Fragen:

1. Wie sieht Deine Gemeinschaft, wie siehst Du selbst die Entwicklung der „neuen Menschheit“ mit ihren Entwicklungsmodellen?
2. Welche konkreten Antworten auf diese „neuen Areopage“ gibt es:
 - a) in Deiner Gemeinschaft,
 - b) welche müßten aufgesucht werden,
 - c) welche kannst Du jetzt zusammen mit anderen in Angriff nehmen?



Anwendung

Lies dazu noch folgende Geschichte und frage nach Deiner Einstellung, besonders im Hinblick auf das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter.

Eine (beinahe) wahre Geschichte

Karl und Maria hatten sich beim Semesterball ihrer Fakultät kennengelernt. Beide studierten Sozialpädagogik und kamen aus einer katholischen Familie mit mehreren Kindern. Verantwortung und Rücksichtnahme auf ihre jüngeren Geschwister, die frühe Einübung in soziales Verhalten war wohl ausschlaggebend für ihre Berufswahl. Die beiden lernten sich lieben und bald zogen sie in eine gemeinsame, etwas größere Studentenbude. Ihren Eltern blieb das nicht verborgen und sie machten ihren Kindern heftige Vorwürfe. Sie wollten es nicht hinnehmen, daß ihre Kinder in „wilder Ehe“ lebten. Weil die beiden jungen Leute nicht hören wollten, wandten sich die Eltern hilfeschend an den Studentenseelsorger mit der Bitte, den beiden doch gehörig ins Gewissen zu reden und auf eine Heirat zu drängen. Der Seelsorger, der beide kannte, versucht die aufgebrauchten Eltern zu beruhigen. Das verstanden sie noch weniger. Wußten sie doch als brave Katholiken, daß ein Seelsorger alles daransetzen müßte, die jungen Menschen dazu zu bringen, ihr wildes Zusammenleben vor Gott und Kirche in „Ordnung“ zu bringen. Was die Eltern nicht wußten: Die beiden kamen

3.

mit ihrer finanziellen Unterstützung gut zurecht und mußten nicht, wie andere Studierende, in den Semesterferien arbeiten. So konnten sie regelmäßig für drei Wochen ans Meer fahren und seit drei Jahren nahmen sie auch zwei jugendliche Spastiker mit. Diese konnten nur mühsam gehen und waren auch sonst unbeholfen. Natürlich sorgten sie auf dem Campingplatz für Aufsehen. Nicht selten mußten Karl und Maria, und was noch schlimmer war, die beiden Spastiker Bemerkungen anhören, es sei eine Zumutung mit solchen Menschen den Strand teilen zu müssen, dafür gäbe es doch Heime.

Als der Seelsorger davon zum erstenmal erfuhr, fiel ihm das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ein. Ein wenig war er verwundert bei dem Gedanken, daß die „Räuber“ diesmal mehr oder weniger wohlgebauete, sonnengebräunte und in „geordneten Verhältnissen“ lebende Menschen sein sollten. Übrigens, aus den damals Studierenden sind Sozialpädagogen geworden. Sie arbeiten als Ehepaar mit eigenen Kindern in einem Kinderdorf (Othmar Noggler OFM Cap).

Fragen:

1. Welche kulturellen Veränderungen zeigen sich in dieser Geschichte?
2. Wie müßte hier „Inkulturation“ geschehen?
3. Kennst Du ähnliche Beispiele?





Anwendung

Lies folgende Geschichte:

David, ein Mann mittleren Alters, sitzt vor seiner Hütte und schnitzt halb zum Zeitvertreib, halb aus Passion an einer Wurzel. Er hatte sie heute am Bach gefunden, als er die Kühe heimtrieb.

Er ist zufrieden. Ab und zu zieht er an seiner langen Tonpfeife, die ihm seine Frau vor Jahren schon geschenkt hatte. Bedächtig sucht er nach dem Bild, das ihn aus der alten Wurzel anschaut und das er nun mit dem Schnitzmesser zum Leben erwecken will.

Er ist zufrieden. In ein paar Tagen, wenn der Mond das erste Viertel erreicht, wird sein Sohn kommen, der seinen Namen trägt, David. Gern hätte er den Zweitältesten seiner sechs Kinder auf dem Hof behalten, aber er schien einem Ruf zu folgen. Es muß ihm ähnlich ergangen sein, wie seinem alten Freund, dem Mediziner. Wie alle seine Kinder hatte er David auf die Missionsschule geschickt. Er wäre ein tüchtiger Bauer geworden - und dann dieser Abend, an dem David ihm anvertraute, daß er zu den Männern gehen möchte, die sich Kapuziner nennen. Er hat es bei denen weit gebracht, sein Sohn! Und in ein paar Tagen wird er kommen! - So hängt er seinen Gedanken nach, während seine geschickten Hände das Schnitzmesser führen. Dabei schaut er unwillkürlich immer wieder den schmalen Weg hinunter, sucht die Staubwolke, die die Ankunft seines Sohnes ankündigen müßte.

David, der Sohn hakt schon lange auf dem Kalender die Tage ab, die ihn noch vor seiner Heimreise trennen. Wieder drei Wochen daheim, bei den Eltern und dem jüngsten Bruder! Wieder den vertrauten Geruch der Felder, der Tiere und des offenen Feuers, das er so liebt, einsaugen dürfen! Dann ist es endlich soweit. Mit ein wenig Glück kann er es in 10 bis 12 Stunden schaffen, noch vor Einbruch der Dunkelheit daheim sein. Der Guardian, ein Europäer im Alter seines Vaters und väterlicher Freund, hat ihm genü-

gend Geld für den Heimweg und einen Ausflug mit den Eltern mitgegeben. Ob Vater und Mutter überhaupt wegfahren wollen? Sein jüngster Bruder jedenfalls wird das geländegängige Fahrzeug bestaunen und immer dabei sein wollen, so wie er selbst. P. Stephan nicht von der Seite wichen, als er so 10 bis 12 Jahre alt war. Mit solchen Gedanken beschäftigt lenkt er das Fahrzeug behende über die Piste und dann, schneller als erwartet, ist er da.

Nach der herzlichen Begrüßung der Eltern und des jüngsten Bruders, sitzen Vater und Sohn vor der Hütte und warten auf das Abendessen, das die Mutter gerade zubereitet. Die Wand strahlt noch die Wärme des Tages aus, während ringsum die Abendkühle fast frösteln macht. Schweigend genießen sie die Freude, wieder beisammen zu sein. Da zeigt der Vater auf sein Hemd und sagt „Schau, was für ein armseliges Hemd ich trage“! Dem Sohn war nichts aufgefallen. Schon will er dem Vater widersprechen, sagen, das Hemd sei in Ordnung, es stehe ihm sogar recht gut. Da wiederholt der Vater die Frage und plötzlich spürt der junge Kapuziner, wie ihm das Blut ins Gesicht schießt. Er hat kein Geschenk mitgebracht! Zuerst denkt er: „Daß der Guardian, der hätte doch ..., nein es ist meine Schuld. Ich habe es vergessen!“ Und die nächste Frage beschäftigt ihn noch lange an diesem Abend, eigentlich bis heute: „Bin ich denn kein Afrikaner mehr, inwendig längst ein Weißer geworden?“ (Othmar Noggler OFMCap).

Fragen:

1. **Lebst Du mit Mitbrüdern oder - Schwestern anderer Kulturen zusammen?**
2. **Wie weit nimmst Du, nimmt Deine Gemeinschaft Rücksicht auf solche Menschen?**
3. **Wie weit gilt Deine und Eure Art als einzig verbindliche?**



Verzeichnisse

E

Literaturhinweise

Amaladoss, M.,

À la Rencontre des Cultures. Comment conjuguer unité et pluralité dans les Églises? (Paris 1997).

Berger, P. L.,

Auf den Spuren der Engel (Frankfurt 1970).

Berger, P. L./Lukmann, T.,

Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit (Frankfurt 1969).

Bernhart, J.,

Die philosophische Mystik des Mittelalters von ihren antiken Ursprüngen bis zur Renaissance (München 1922/Darmstadt 1974).

Bormida, J.,

Cultura Popular y Formación en América Latina: La Formación del Hermano Menor en América Latina (Santiago 1979) 109 ff.

Congar, Y.,

Christianity as Faith and as Culture: East African Pastoral Review 18 (1981) 304 ff.

Cunin, A. M.,

Accueillir la différence: Fraternité Internationale. Les Franciscaines Missionnaires de Marie. Témoignages et interviews recueillis par M.T. de Maleissye et V. Bonnevie (Paris 1984) 15-19.

Dussel, E.,

El episcopado latinoamericano y la liberación de los pobres 1504-1620 (Mexiko 1979) Widmung.

Frank, K. S.,

Grundzüge der Geschichte des christlichen Mönchtums (Darmstadt 1975).

Gensichen, H. W.,

Mission und Kultur. Gesammelte Aufsätze (Mainz 1985).

Gordan, P.,

Evangelium und Inkulturation (Graz 1993).

Heilmann, A./Kraft, H. (Hg.),

Texte der Kirchenväter. Eine Auswahl nach Themen geordnet; Bd. IV (München 1964):

- Augustinus, Von den gebotenen und herkömmlichen Gebräuchen in der Kirche, 54f.
- Firmilian v. Cäsarea, Brief an Cyprian von Karthago, 61.
- Gregor der Große, 62f.

Holland, K.,

Mit den Massai unterwegs. Evangelisierung unter Afrikas Nomaden: Missionszentrale der Franziskaner (Hg.), Reihe Berichte - Dokumente - Kommentare, Heft 9 (Bonn 1981) 26f.

Instructio Vicariorum Apostolicorum ad Regna Sinarum,

Tonchini et Cocincinae proficiscentium 1659: Sacrae Congregationis de Propaganda Fide Memoria Rerum, 1622-1972, Vol. III/2 (Rom-Freiburg-Wien 1976) 697-704.

ite,

Illustrierte Missionszeitschrift der Schweizer Kapuziner, Juni 1985, Nr. 3 (*Aus dieser Zeitschrift sind teilweise Beiträge entnommen von B. Fäh, O. Noggler, A. B. Sinaga, D. Wiederkehr.*)

Lee, A. C. J.,

Francis of Assisi and Chuang Tzu. A Comparative Study in Religious Consciousness: Ching Feng, Bd. XXVII (1984) 94-114.

Lutzbetak, L.,

Applied Missionary Anthropology (Techny 1, 1963). Merton, T.,
Der Berg der sieben Stufen. Autobiographie (Zürich 1985).

Nacua, J.,

The Problem with Inculturation, Our Lady of Lourdes Seminary (Lipa City 4216, Philippinen).

Noggler, O.,

- 1492 und die Folgen. I. Grundmuster der Begegnung, II. Im Dienste beider Majestäten, III. Der Traum von einer indianischen Kirche: P. Gordan (Hg.), Evangelium und Inkulturation (1492-1992) 153-178 (Graz/Wien/ Köln 1992).
- Nicht länger Filialen Roms: Mosquito Nr. 3 (Bern 1995).
- Christlicher Glaube und Christentum - ihr Verhältnis zu einer indigenen Religion: G. Riße, u. a. (Hg.), Wege der Theologie: an der Schwelle zum dritten Jahrtausend (Paderborn 1996).

Nunnenmacher, E.,

Kultur: Lexikon Missionstheologischer Grundbegriffe, K. Müller/T. Sundermeier (Hg.), (Berlin 1987) 235.



Perera, M.,

Construire le Royaume: Fraternité Internationale (siehe A. M. Cunin) 21-24.

Pieris, A.,

Asien - welches Inkulturationsmodell?: Orientierung 49 (1985) 102ff.

Rotzetter, A.,

- Gott der mich atmen läßt (Freiburg 1985).
- Zwischen Afrika und Europa: Franziskus von Assisi Gemeinsamkeiten, Alternativen, Chancen: Wissenschaft und Weisheit 39 (1976) 42-60.

Rücker, H.,

Afrikanische Theologie (Innsbruck 1985).

Sonntag, R.,

Die Ursprünge der Börse, Handel unter Bäumen oder: keine Angst vor Blitz und Donner: Future, Das Hoechst Magazin (3/97) 32-36.

Süß, G. P.,

Evangelische Präsenz unter den indianischen Völkern: Orientierung 49 (1985) 98ff.

The Fourth Asian Major Superiors' Congress on Inculturation and BCC,

Inculturation under Asian Skies: Witness (Manila 1, 1981) Nr. 4, 24-71.

Waldenfels, H.,

- Religionen als Antwort (München 1980).
- Von der Weltmission zur Kirche in allen Kulturen: P. Gordan (Hg.), Kirche Christi - Enttäuschung und Hoffnung (Graz 1982).

**Titelseite:**

Der hl. Franziskus. Bartholomäus Zeitblom,
Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart.

Innentitel:

Mittelstück eines Hochkreuzes. Ahenny, Ir-
land.

S. 3: Foto: Elisabeth Fuchs-Hauffen.

S. 4: Foto: Vivant Univers, Namur.

S. 6: Ausdehnung des Christentums in den ersten
Jahrhunderten. Aus: Atlas der Weltreligio-
nen.

S. 7, oben:

Entdeckung der neuen Welt. Stich von Theo-
dor de Bry, 1594.

S. 7, unten:

Bernardino de Sahagún. Ölgemälde von Ce-
cil O’Gorman.

S. 8: Jungfräuliche Mutter mit Kind. Statue aus In-
dien.

S. 9: Jesus mit Pharisäer und Zöllner. Auf Seide
gemalt von Tun Ch’i-ch’ang, 17. Jh.

S. 10: Mailändische Elfenbeinskulptur, 10. Jh.

S. 11: Bischof Otunga von Kenia bei seiner Bi-
schofsweihe.

S. 12, linke Spalte:

mzambi-nkisi der Kongo.

S. 12, rechte Spalte:

Kreuz-Amulett.

S. 13: Gottesdienst in Chingola, Sambia. Aus: Das
Zeichen, 10/88, Foto: H. Christoph.

S. 15: Der Chinamissionar Matteo Ricci SJ in der
Tracht eines Mandarin mit Paul Ly, einem
christlichen Mitglied der kaiserlichen Fami-
lie. Stich, 17. Jh.

S. 16: Kreuzigung. Gemälde von Matthias Kauage,
Papua-Neuguinea, 1990.

S. 19: Beschneidung Jesu. Miniatur einem Stunden-
buch entnommen, 15. Jh. Österreichische
Nationalbibliothek, Wien.

S. 20: Zeichnung aus Asien.

S. 21: Chichicastenango, Guatemala. Aus: „du“,
1/92, Foto: Flor Garduño.

S. 22: Franz von Assisi und seine Brüder unter Ar-
men und Aussätzigen. Darstellung im Or-
denshaus der Kapuziner in Ifakara, Tanzania.
Aus: ite, 5/91, Foto: B. Fäh.

S. 23: Aus: ADVENIAT, 12/97, Foto: J. Escher.

S. 24: Ein Slum in Indonesien. Aus: ite, 5/91, Foto:
missio, Freiburg.

S. 36: Stich mit der Episode von der vierten Reise





ergangenheit

Wir danken Dir, Herr,
denn wir wurden erobert,
aber nicht besiegt.
Wir danken Dir,
sie haben uns die Flüsse genommen,
aber wir sind weiterhin die Flüsse
und Venen unserer Völker.
Wir Danken Dir,
sie haben uns niedergeworfen,
aber sie sind nicht fertig geworden mit uns.
Wir danken Dir,
sie haben uns ausgepreßt wie Apfelsinen,
aber wir sind die Behälter süßen Wassers.
Wir danken Dir,
denn sie haben uns das Evangelium gebracht,
wir aber evangelisieren sie.

Gegenwart

Wir danken Dir,
sie verfolgen uns zwar weiterhin,
aber sie erreichen uns nicht.
Wir danken Dir, Herr,
denn sie nehmen uns
die Bibel und putzen sich damit,
sie verbrennen sie,
aber Dein Wort wird nicht beschmutzt.
Wir danken Dir, Herr,
sie kerkern uns in tiefe Löcher ein,
aber unser „Nahual“, unser Geist, kommt heraus.
Wir danken Dir Herr,
denn sie lassen uns über Tümpeln schlafen,
aber in ihren Träumen erschrecken wir sie.
Wir danken Dir Herr,
sie reißen uns die Augen aus,
aber wir blicken sie dennoch an.
Wir danken Dir, Herr,
sie vierteilen uns wie Hühner,
aber wir sind trotzdem ganz.
Wir danken Dir,
sie entstellen uns, rauben uns den Verstand,
ziehen uns die Haut vom Gesicht,
wir aber leuchten wie die Sterne der Nacht.

Zum Nachdenken



Wir danken Dir, Herr,
weil sie uns zwar töten,
aber nie zu Ende kommen mit uns.
Wir danken Dir,
denn sie begraben uns lebendig,
wir aber erstehen auf.
Wir danken Dir, Herr,
weil sie uns in andere Völker hinein zerstreuen,
wir aber werden ihnen zum Salz.

Schluß

Dank für Deine Gegenwart
als Geheimnis unter uns!
Wir sind die Armen der Armen,
aber wir sind auch der brennende Dornbusch,
der nie verbrennt.
Aus irgendeinem Grund
studieren und studieren sie uns,
und trotzdem können sie uns nicht entziffern.
Deine Gegenwart in uns
ist wie der Maya-Buchstabe,
den niemand versteht.
Arm, aber reich,
an den Rand gedrängt und doch mitten im Zentrum,
tot, aber auferweckt.

*Gedicht von Pater
Ricardo Falla, SJ
in Form eines
Hochgebetes der
Acción Popular,
Mai 1985, zur Zeit der
schwersten Repression
in Guatemala.
Übersetzung:
O. Noggler.*



Die Struktur des Kurses

A. Die Franziskanische Familie - Trägerin einer spezifischen Mission

1. Christentum als Religion der Menschwerdung
2. Die Franziskanische Familie
3. Interfranziskanische Zusammenarbeit heute
4. Bildung und Weiterbildung

B. Die Grundlagen des franziskanischen Missionscharismas

5. Biblisch-prophetische Grundlage
der franziskanischen Mission
6. Der Ursprung der Mission
im Geheimnis der Dreifaltigkeit
7. Franziskanische Mission
nach den frühen Quellen
8. Treue und Verrat:
Eine Geschichte der franziskanischen Mission
9. Franziskanische Mission
nach den modernen Quellen

C. Die religiös-mystische Dimension des franziskanischen Missionscharismas

10. Die Einheit von Mission und Kontemplation
11. Die Entscheidung für Christus
und universale Weite
12. Universale Geschwisterlichkeit:
Versöhnung mit Gott, Mensch und Natur
13. Franziskanische Sendung
und die Verkündigung des Wortes
14. Schwestern und Brüder
in einer säkularisierten Welt
15. Dialog mit anderen Religionen
ein franziskanischer Weg
16. Begegnung mit Muslimen
17. Inkulturation als franziskanische Aufgabe
18. Der franziskanische Traum
einer amerindischen Kirche

D. Die sozial-politische Dimension des franziskanischen Missionscharismas

19. Franziskus von Assisi
und die Option für die Armen
20. Befreiungstheologie aus franziskanischer
Sicht
21. Prophetische Kritik an gesellschaftlichen
Systemen: (Doppellehrbrief)
Teil 1: Der Kapitalismus
Teil 2: Der Marxismus
22. „Als Mann und Frau erschuf er sie ...“
Eine franziskanische Herausforderung
23. Franziskanische Friedensarbeit
24. Unser Verhältnis
zu Wissenschaft und Technik

Zusammenfassung

25. Der bleibende Auftrag der Franziskaner
in der Kirche